

VIERTELJAHRSSHEFTE FÜR Zeitgeschichte

HERAUSGEGEBEN VON HANS ROTHFELS
UND THEODOR ESCHENBURG

AUS DEM INHALT

HANS ROTHFELS

Geleitwort

EBERHARD ZELLER

Claus und Berthold Stauffenberg

PAUL GRAF YORCK VON WARTENBURG

In memoriam

PETER HOFFMANN

Zum Attentat im Führerhauptquartier

WOLFGANG VON GROOTE

Bundeswehr und 20. Juli

DOKUMENTATION

Trott und die Außenpolitik des Widerstandes

BIBLIOGRAPHIE

VIERTELJAHRSHEFTE FÜR ZEITGESCHICHTE

Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte München herausgegeben

von

HANS ROTHFELS und THEODOR ESCHENBURG

in Verbindung mit Franz Schnabel, Theodor Schieder, Werner Conze,
Karl Dietrich Erdmann und Paul Kluge

Schriftleitung:

DR. HELMUT KRAUSNICK
München 27, Möhlstraße 26

INHALTSVERZEICHNIS

Hans Rothfels Zur Einführung 221

AUFSÄTZE

Eberhard Zeller Claus und Berthold Stauffenberg . . . 223

Paul Graf Yorck von Wartenburg Gedenkrede zur Einweihung der Stauffenbergkapelle 250

Peter Hoffmann Zu dem Attentat im Führerhauptquartier „Wolfsschanze“ am 20. Juli 1944 254

Wolfgang von Groote Bundeswehr und 20. Juli 285

DOKUMENTATION

Trott und die Außenpolitik des Widerstandes (*Hans Rothfels*) 300

BIBLIOGRAPHIE 97

Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt GmbH., Stuttgart O, Neckarstr. 121, Tel. 433651. Preis des Einzelheftes DM 7.- = sfr. 8.05; die Bezugsgebühren für das Jahresabonnement (4 Hefte) DM 24.- = sfr. 26.40 zuzüglich Zustellgebühr. Für Studenten im Abonnement jährlich DM 19.-. Erscheinungsweise: Vierteljährlich. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und der Verlag entgegen.

Geschäftliche Mitteilungen sind nur an den Verlag zu richten.

Nachdruck nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages gestattet.

Das Fotokopieren aus VIERTELJAHRSHEFTE FÜR ZEITGESCHICHTE ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages gestattet. Sie gilt als erteilt, wenn jedes Fotokopierblatt mit einer 10-Pf-Wertmarke versehen wird, die von der Inkassostelle für Fotokopiergebühren, Frankfurt/M., Großer Hirschgraben 17/19, zu beziehen ist. Sonstige Möglichkeiten ergeben sich aus dem Rahmenabkommen zwischen dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels und dem Bundesverband der Deutschen Industrie vom 14. 6. 1958. — Mit der Einsendung von Beiträgen überträgt der Verfasser dem Verlag auch das Recht, die Genehmigung zum Fotokopieren gemäß diesem Rahmenabkommen zu erteilen.

Diesem Heft liegen ein Prospekt des Kohlhammer Verlages Stuttgart und drei Prospekte der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart bei.

Druck: Deutsche Verlags-Anstalt GmbH., Stuttgart

 Institut für
Zeitgeschichte
München-Berlin
VIERTELJAHRSHEFTE FÜR
Zeitgeschichte

VIERTELJAHRSHEFTE FÜR ZEITGESCHICHTE

12. Jahrgang 1964

3. Heft/Juli

ZUR EINFÜHRUNG

Das im Juli erscheinende Heft der Zeitschrift soll ganz im Zeichen der zwanzigsten Wiederkehr des 20. Juli 1944 stehen. Es boten sich dafür Betrachtungen an etwa unter der Überschrift „20 Jahre danach“, wobei das Danach sich sowohl auf den Forschungsstand, auf die Bilanz der Erkenntnis, wie auf den Grad der Aneignung in der deutschen politischen Öffentlichkeit, auf die Bilanz einer von Leitbildern geformten Einsicht, beziehen konnte.

In beiden Richtungen bringt das Heft je einen Beitrag. Indem von einem umfassenden Forschungsbericht abgesehen wurde, der etwa aus der ausländischen Literatur die Studie von John M. McCloy II¹ und das speziell dem 20. Juli gewidmete Buch von Maurice Baumont² mit ihrer sehr positiven Wertung des deutschen Widerstandes und seiner ethischen Grundsubstanz herauszuheben hätte, erschien es dem besonderen Anlaß gemäß, die Vorgänge des Tages selbst, ihren Schauplatz in der „Wolfsschanze“, die technischen Voraussetzungen und Bedingtheiten, die Begleitumstände, mit einer sehr speziellen und präzisen Untersuchung zu erhellen. Hier hat sich die Bilanz der Erkenntnis durchaus noch einer Verfeinerung fähig erwiesen.

Was die Bilanz der Einsicht betrifft, so konnte sie in einem wichtigen Teilaspekt aufgenommen werden. Bereits des öfteren ist offiziell oder bei bestimmten Gelegenheiten die Frage erörtert worden, wie die heutige Bundeswehr zum 20. Juli steht. Unsere Leser dürften es daher begrüßen, wenn im vorliegenden Heft zu dieser Frage nicht ex officio, sondern aus der mittleren Offiziersgeneration so nachdrücklich und unpathetisch-einsichtig Stellung genommen wird.

Neben solcher Standortbestimmung aber lag es nahe, das Gedächtnisheft in besonderem Maße der geschichtlichen Figur von Claus Stauffenberg zu widmen. Auch da wäre zum Forschungsstand insofern etwas zu sagen, als sich in letzter Zeit in der sowjetzonalen wie jetzt auch in der sowjetischen Geschichtsliteratur die Versuche gehäuft haben, Stauffenberg und eine Stauffenberg-Gruppe aus dem Gesamtbild der deutschen Opposition gegen Hitler, von dem sie ein integraler Teil sind, herauszulösen als die einzig „Fortschrittlichen“, ja den Gneisenau-Nachfahren als den Führer der einzig „patriotischen“ Widerstandspolitik und gegenüber der bürgerlichen und daher „reaktionären“ Opposition als nationalbolschewistisch zu reklamieren. Die historische Wirklichkeit, um deren Lebendigerhaltung es uns geht, sah sehr anders aus.

¹ Die Verschwörung gegen Hitler, Ein Geschenk an die deutsche Zukunft, Stuttgart 1963.

² La grande conjuration contre Hitler, Paris 1963.

Im vorliegenden Heft soll diese Frage nicht polemisch behandelt werden³. Die Herausgeber begrüßen es daher, daß es durch das Entgegenkommen des Verlages Gotthold Müller möglich geworden ist, aus der neuen (vierten) Auflage des bekannten Buches von Eberhard Zeller (*Geist der Freiheit – der 20. Juli*) das Stauffenberg-Kapitel, nur um einen Einleitungsabschnitt verkürzt, hier zum Abdruck zu bringen. Es ist dieses Buch bisher schon dasjenige gewesen, das bei dem Fehlen fast alles primären Quellenmaterials für Stauffenberg, also aller von ihm selbst stammenden Zeugnisse, durch die Erschließung sekundären Quellenmaterials sich um das Bild der Persönlichkeit und seiner Gedankenwelt größtes Verdienst erworben hat.⁴ Die vierte Auflage hat durch die Einarbeitung der Aufzeichnungen des Germanisten Rudolf Fahrner, des den Brüdern Stauffenberg nächststehenden Beteiligten, der als Nichtoffizier der Verfolgung entging (Zeller, a. a. O., S. 262, 269), sehr erheblich noch an Wert gewonnen. Sie machen den seit 1936 zur Klarheit gelangten politischen Weg von Claus Stauffenberg sehr viel deutlicher und führen in die Vorbereitungsstadien der Aktionspläne von 1943/44 unmittelbar hinein. Die Ausführung selbst wird in dem hier zum Druck gelangenden Kapitel nicht mehr behandelt. Es hat seinen Schwerpunkt in der glänzenden Charakterisierung, die ins Gedächtnis zurückgerufen werden sollte, und in den erwähnten neuen Aufschlüssen über den Beginn des „Durchbruchs“ und die Entwicklung einer politischen Gesamtkonzeption.

Gewissermaßen als Anhang, als zum Grundsätzlichen sich wendendes Dokument, sei diesem Kapitel die Gedächtnisrede hinzugefügt, die Graf Yorck von Wartenburg, der Bruder des Mitverschworenen aus dem Kreisauer Kreis, bei der Einweihung der Stauffenberg-Kapelle in Lautlingen 1957 gehalten hat. Es erschien als eine Ehrenpflicht, sie der halben Vergessenheit zu entreißen und mit ihr den mahnenden, auch den unbequem mahnenden Ton anklingen zu lassen, der in diesem Gedenkheft nicht fehlen sollte.

Hans Rothfels

³ Vgl. dazu den Aufsatz von Günter Plum, *Widerstand und Antifaschismus in der marxistisch-leninistischen Geschichtsauffassung*, in dieser Zeitschrift 9 (1961), S. 50-65.

⁴ Es ist nicht recht einzusehen, wie Bodo Scheurig in seinem knappen Lebensbild (Stauffenberg, Berlin 1964), nachdem er größtenteils mit dem Material Zellers gearbeitet hat, zu der Auffassung gelangt (S. 90), im Westen Deutschlands werde um Stauffenberg „ein verlegener Bogen“ gemacht.

EBERHARD ZELLER

CLAUS UND BERTHOLD STAUFFENBERG

Claus Graf Schenk von Stauffenberg wurde am 15. November 1907 geboren. Die Stauffenberg, deren Linie er entstammte, hatten in einem Albtal Schwabens unweit der verschwundenen Stammburg ihren ländlichen Sitz, wo sie in einer kleinen Gemeinde die Ortsherrschaft und zugleich die Patronats Herrschaft der Kirche – nach der Sitte mit eigenem Kirchenstuhl auf der Empore – innehatten. Einer der reichsritterlichen Ahnen hatte, wie man las, im Übermut den nachbarlichen Hohenzollern beleidigt (er sei nicht wert, ihm die Säue zu hüten) und war darum drei Jahre vom Turnier ausgeschlossen worden. Ein anderer war Fürstbischof von Konstanz, ein anderer Fürstbischof von Bamberg gewesen. Die Mutter war eine geborene Gräfin Uexküll¹. Durch sie hatte Claus Stauffenberg Gneisenau zum Ahnen und war er dem Geschlecht der Yorck verwandt.

Der Vater Oberhofmarschall Graf Stauffenberg bekam im Dienst des württembergischen Königshauses Wohnung im alten Renaissanceschloß der Residenz, die drei Söhne besuchten von hier aus das Eberhard-Ludwig-Gymnasium. Eine nahe und zwischen Brüdern seltene Freundschaft verband Claus Stauffenberg mit dem um zwei Jahre älteren Bruder Berthold. Die Aufwachsenden fanden im Umgang mit dem Dichter Stefan George die Formung und den menschlichen Umkreis, die für sie bestimmend geblieben sind². Sie hatten als Knaben ihre eigene Welt; auf einem der Jurafelsen bei Lautlingen hüteten sie ihre Bergburg, die sie auch die

¹ Karoline Gräfin Uexküll-Gyllenband entstammte einer ursprünglich im Baltikum ansässigen, aber schon in der Schwedenzeit ins Reich zurückgewanderten Familie. Der Zweig, dem sie angehörte, hatte seit Generationen schon Heimat in Schwaben gefunden. Sie selbst hatte kein gewöhnliches Schicksal. Sie litt und duldete viel, lebte aber – Tochter eines genialischen Vaters – frei und kühn. Als Dame und Freundin ihrer Königin, Gattin und Mutter, dann als Patriarchin blieb sie gesucht von solchen, denen der Anblick ursprünglichen Edelturns Lebensnahrung ist.

² Robert Boehringer bringt in seinem Buch, Mein Bild von Stefan George, Aufnahmen der Brüder Stauffenberg. Von der einen (Tafelband S. 139), die sie zu dritt auf der Terrasse des alten Schlosses in Stuttgart zeigt, sagt er, sie „könne das ‚beigelegte Bild‘ sein, das Rilke im Brief an die Mutter zu der Wendung von den ‚drei schönen und schon im jetzigen Augenblick so vielfach künftigen Knaben‘ bewogen hat“ (S. 192). George hat im „Neuen Reich“ ein Gedicht mit dem Namen Bertholds von Stauffenberg überschrieben. Boehringer sagt dazu: „Im ‚Neuen Reich‘ steht, wie der Dichter im sommerlichen München oft über den frühverstorbenen Prinzen Luitpold von Bayern gesprochen hat. An die Gestalt dieses Knaben heftete sich eine Zeitlang Traum und Trauer begeisterungswilliger Menschen, und sein Bild war in der Stube manches Freundes an die Wand geheftet. In der Tat war der junge Wittelsbacher von großer Schönheit, und Berthold Stauffenberg hatte eine Zeit, in der seine Anmut an jene erinnerte“ (S. 193). – Berthold von Stauffenberg wurde später von George zu seinem Nacherben bestimmt. Als Viktor Frank Mehnert, den Berthold Stauffenberg für den Fall seines Todes als Nacherben benannt hatte, 1943 gefallen war, wählte er an dessen Statt Claus Stauffenberg. Boehringer fügt hinzu: „Da sie sich selbst zum Opfer brachten, haben sie für des Dichters Erbe das Größte getan.“

Eigenen nicht betreten ließen. In der Schule bildeten die Brüder mit ihren Freunden eine Gruppe, die sich besonders der Dichtung, der Kunstbetrachtung und der Musik widmete. Auch fremderen Menschen fielen sie auf, wenn sie sich allmorgendlich an bestimmten Punkten trafen und gemeinsam den Weg zur Schule zogen.

Bei Festen und Aufführungen der Schule traten die Brüder mehrfach hervor und wirkten bis in die Klassen der Jüngeren. Es gibt unter Mitschülern besondere Erinnerungen an eine Darstellung des Wilhelm Tell³. Ein andermal spielte man im Stauffenbergschen Haus in Abwesenheit der Eltern Szenen aus Julius Cäsar: denkwürdig blieb der Knabe Lucius – der fünfzehnjährige Claus Stauffenberg –, der vor Brutus – dem Bruder Berthold – am Abend vor der Schlacht schlaftrunken sein Lied spielt. Claus liebte damals über alles sein Cello, Mitschüler nahmen an, er werde sich später ganz zur Musik wenden. Der Heranwachsende ging andere Wege.

Seine gleichstarke Neigung zur Architektur überwindend, trat Stauffenberg achtzehnjährig in die Reichswehr ein. Beim Bamberger Reiterregiment, dem schon andere seiner Sippe angehört hatten, machte er seine Ausbildung⁴ und wurde als Prüfungsbester der Kavallerie zweiundzwanzigjährig Offizier. Für das Reiten und den Umgang mit Pferden hatte er eine echte Passion und etwas von dem Geschick, das sich nicht lernen läßt. Eine junge Stute, „eine reizende Persönlichkeit“, wie er sagte, die er gelegentlich im Quartier bei einem Bauern unter den Zugpferden entdeckte und sich erwarb, steigerte er bis zu Passage und Levade und errang mit ihr einen Preis in der schweren Dressurprüfung. Auf der Kavallerieschule in Hannover ritt er mit den späteren Olympiasiegern zusammen, die sich damals eben für das Turnier vorbereiteten.

Von 1936 bis 1938 folgte die Zeit auf der Kriegsakademie in Berlin. Aus einer Laune entsprang eine Studie Stauffenbergs über „Abwehr von feindlichen Fallschirmtruppen im Heimatgebiet“, die ihm unerwartet einen ersten Preis eintrug und noch während des Kriegs im Fachministerium als das „grundlegende Werk“ galt. Eine andere Arbeit, die er mit Sorgfalt betrieb, machte kein Glück bei ihren Beurteilern. Er hatte darin nach einem Überblick über frühere Kampfformen „das unveränderliche Wesen“ der Kavallerie „gerade in einer Zeit überraschenden Formenwechsels“ zu klären und ihre Aufgabe in einem modernen Bewegungs- und Panzerkrieg neu zu entwerfen versucht. Eine Reise nach England, die ihm nach der Dolmetscherprüfung zufiel, bedeutete ihm eine wichtige Erfahrung im Blick nach innen und außen. Seine Aufzeichnungen darüber, die von Hand zu Hand gingen, sind verloren. Auf den Reisen, die von der Kriegsakademie aus unternom-

³ Generalstaatsanwalt Dr. Bauer, der im Braunschweiger Prozeß gegen Remer die Anklage vertrat, bekannte sich als Mitschüler von Claus Stauffenberg. Er erinnerte daran, daß Stauffenberg beim Rütli-Schwur damals die Worte Stauffachers zu sagen hatte: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht! Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, wenn unerträglich wird die Last, greift er hinauf getrosteten Mutes in den Himmel und holt herunter seine ewigen Rechte, die droben stehen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne . . . Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen gegen die Gewalt.“

⁴ Unter Freunden hieß Stauffenberg gelegentlich im Doppelsinn „Der Bamberger Reiter“.

men wurden, trat er mehrfach als Wortführer hervor. Einmal entwarf er im Kreis seiner Kameraden ein weltweites Bild des Staufischen Reiches, „als in dessen Mitte stehend“ – sie standen auf dem Hohentwiel – „sie sich hier betrachten sollten“. Bei der Abschlußfahrt nach der Kriegsakademie, die dem Studium von Flußübergängen am Rhein gewidmet war, setzte er einen gemeinsamen Besuch der rheinischen Kaiserdomen durch, bei dem er führte. Am Ende der Reise hielt er eine Rheinrede, rief die Jahrhundertschicksale dieser Landschaft vor Augen und zeigte für die Zeit nach dem Absinken der Nationalstaaten den Rhein als Herzstrom Europas in einer neuen künftigen Bedeutung. Vom Vergangenen sprach er nicht als geistiger Betrachter, sondern, so schien es, als Mithandelnder: wie wenn er selbst dabei gewesen wäre und zur Stunde wieder die Entschlüsse zu fassen hätte. So wurde seine Darstellung zum greifbaren Beispiel für die Gegenwart. Mehrere, die sich solcher Reden entsinnen, nennen es erstaunlich, wie sich darin eine große und leidenschaftliche Ansicht der Dinge mit einer gewinnenden Leichtigkeit des Vortrags verbunden habe – Klarheit ohne Verarmung, Tiefe ohne Trübsinn. Ob Ludwig Beck an einer dieser Reisen teilnahm oder zu welchen Anlässen er unter dem Nachwuchs erschien, ist bisher nicht berichtet worden. Stauffenberg sprach mit großer Achtung von ihm und wußte, aus der Nähe beobachtend, auch im Jahr 1938 von seinen Schritten.

Auf der Akademie galt Stauffenberg als sehr fleißig, aber man sah ihn wenig arbeiten. In den Vernehmungsbereichten sagte einer seiner Kameraden aus dieser Zeit von ihm, er sei „Hörsaal-Primus“ gewesen. „Er übertraf mit seinen geistigen Fähigkeiten sämtliche Teilnehmer und riß dadurch wie durch sein Temperament und seine Redegewandtheit den ganzen Kursus fort.“⁵ Ein anderer sagt von ihm, man habe ihm die Kraft zugetraut, die einseitig militärische Denkweise zu überwinden. Er hieß im Scherz auch der neue Schlieffen, ähnlich wie ihn ein General der alten Schule, „den einzig genialen deutschen Generalstabsoffizier“ genannt hat, „der ein würdiger Nachfolger der Feldmarschälle Moltke und Schlieffen zu werden versprach“. Ein anderer, der den Dreißigjährigen zum erstenmal sah, schrieb: „Man kann nicht wissen, wie er in der Zeit einmal noch eingreifen wird, aber daß noch eine Aktion in diesem Mann steckt, darin trügen mich nicht meine beiden Augen.“ Frank Mehnert hat um diese Zeit der Plastik eines jungen Pioniers⁶, die an einer Elbebrücke in Magdeburg aufgestellt wurde, Züge Stauffenbergs gegeben: eine klare, kräftige und gelassene Leiblichkeit und ein Kopf, in dem Sinnliches und Geistiges in einer diesem Zeitalter sonst nicht bekannten Einheit entgegneten.

⁵ Oberst i. G. Eberhard Finckh, in: Spiegelbild einer Verschwörung, Die Kaltenbrunnerberichte an Bormann u. Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944, Stuttgart 1961 (künftig abgekürzt: KB), S. 305. Zum folgenden: ‚einseitig militärische Denkweise‘ s. bei Görnitz, Der deutsche Generalstab, Frankfurt o. J., S. 612, als eine Äußerung von Walter Elze; ‚würdiger Nachfolger Moltkes‘ persönliche Äußerung des Generals Köstring zum Verfasser; ‚der 30jährige‘ aus einer unveröffentlichten Niederschrift des Freiherrn Dietz von Thüngen.

⁶ Das Standbild, das der Bildhauer selbst mit aufgestellt hat, ist zu Anfang des Krieges von unbekanntem Beauftragten zerstört worden. Die offiziellen Stellen zeigten sich an einer Verfolgung nicht interessiert.

Ludwig Thormaehlen, der einen Porträtkopf Stauffenbergs modelliert hat⁷, gibt aus seinen häufigen Begegnungen diese Schilderung: „Claus von Stauffenberg, zwei und ein halbes Jahr jünger als seine Brüder, zu der Zeit – Ende 1924 – siebzehnjährig, war wieder völlig anderer Natur. Schon in so frühem Alter ging von ihm bei seiner alldorten den Dingen rundum zugewandten tatfrohen Heiterkeit der Eindruck unbedingter Verlässlichkeit aus. Sein Geist zeigte sich in der Art des Eingreifens – in loyal vorgetragenen Vorstößen, heiterem Tadel, wie in energischem Beipflichten und Verteidigen begründeter Ansprüche anderer. Eine wache Schlichtheit, mit abwartender Zurückhaltung, zugleich einer Bereitschaft zu kräftigem Zupacken gepaart, dazu das Herzhafte seines Wesens nahm sogleich für ihn ein. Er war der geborene Soldat und in eben dem Maße der vorbestimmte Sachwalter. Er erweckte von Beginn an hohe Erwartungen als künftiger mutiger Betreuer, ja Hersteller sinnvoller Ordnung und als Schirmer und Förderer jeder echten Berechtigung.

Das auch an diesem Stauffenberg Auffallende waren die Augen, sie gaben seine Heiterkeit und Großsinnigkeit, seine Gescheitheit und Wohlmeinendheit sogleich zu erkennen. Sie waren von metallisch dunklem Blau. Das Antlitz hatte eine wohlausgewogene Breite, ohne daß es voll gewirkt hätte. Das machten die festen Kuppen der kraftanzeigenden Jochbeine, das energische, an der Spitze leicht gekerbte Kinn und die feste, tatentschlossene Stirn mit den über den Brauen ein wenig vorwölbenden Buckeln, Zeugnis von Aufmerksamkeit, Schärfe der Beobachtung, des Willens und der Beharrlichkeit. Hinzu kam die kühn gebogene Nase und ein wohlgeformter, in Bögen gezogener Mund. Nur die Wangen konnten empfindsam erscheinen. Sie trugen später die Zeichen soldatischer Anstrengung. Das Haar war dunkel, glänzend und leicht gewellt, er trug es anliegend.

Als Knabe und Heranwachsender von lebhafter, schalkhafter Jungenhaftigkeit, entwickelte er sich schnell – sein Haupt zeigte es – zu früher Männlichkeit. Er war hochgewachsen und gelenkig mit kräftigen, wohlgeschulten Gliedern. Später war an der leicht vorgeneigten Haltung und der Art des Schreitens der – übrigens vorzügliche – Reiter zu erkennen.

Allen drei Brüdern eignete in gleichem Maße etwas, das selten geworden ist: Herz . . . Wer Bildnisse kennt, wurde in den Zügen des Claus mit zunehmenden Jahren an seinen Ahn Neithardt von Gneisenau erinnert, dem er je länger desto mehr glich.“

„An Außergewöhnlichem hatten seine Brüder vielleicht mehr miterhalten, aber eine herrliche Einheitlichkeit des Wesens war ihm zuteil geworden, die Vollkommenheit einer mutvollen, geweckten, lebendigen Männlichkeit, eines Reichtums ohne lastende oder unbewältigte Gaben. Man hatte ihn nicht nur gern – er erregte Enthusiasmus und Entzücken sofort und überall, wo er auftrat. Seine Lebensfreiheit, sein Jasagen zu sich selbst und zu jedem Wert, wo er ihn traf, war so ansteckend, daß es jeden mitriß, ja Dasein und Zukunft leicht und voller Erwartung

⁷ Ludwig Thormaehlen, *Erinnerungen an Stefan George*, Hamburg 162, S. 220 ff.

erscheinen ließ. Lebenssorge, Skepsis, Skrupel – wenn sie irgendwo vorhanden gewesen wären – zerfielen in seiner Gegenwart in nichts.

Auch er war wie sein Bruder Berthold in einer selbstverständlichen Weise ‚Herr‘: der Freie und Gehobene, der über sich nichts Höheres, nichts zu einer Unterwerfung, zu einer Devotion Veranlassendes kannte, außer wo er ein an Geist und Rang über ihm Stehendes freiwillig anerkannte.“

Als Knabe war Stauffenberg zart und oftmals anfällig gewesen. Noch bei der Meldung zur Reichswehr hatte er fürchten müssen, wegen mangelnder Kräfte zurückgewiesen zu werden. Später machte er seinen Körper allen Mühen und Anstrengungen gewachsen, litt nicht unter Entbehrungen, genoß, wann es zu genießen gab, und erschien immer frisch, behend und beweglich. Man weiß von einem Ritt, der ihn nach Manöverende von der Schwäbischen Alb in drei Tagen ins geliebte Bamberg trug. Auch in den angespanntesten Zeiten im Hauptquartier verzichtete er ungern auf seine Frühstunde zu Pferd, mochte auch ein sechzehn- oder achtzehnstündiger Arbeitstag voraufgegangen sein und ein gleicher wieder folgen. Einer, der ihn damals öfter sah, spricht von seinem Arbeitstempo, seiner Konzentration, seiner Frische in Nächten wie am Morgen. „Seine Nerven und seine Gesundheit, die er gewiß nicht schonte, waren beneidenswert.“⁸

Mit Gneisenau war er nicht nur durch Abstammung und gleiches Metier verbunden: Wesen und leibliche Erscheinung machten ihn zum wirklichen „Gneisenaukenkel“. Er hatte ein starkes Selbstgefühl und wußte von seiner Kraft über Menschen. Eitelkeit hat keiner an ihm gefunden. Er neidete niemandem etwas und war für sich zum Erstaunen unbesorgt um Position und Ansehen. Ihn selbst bezeichnen die Wendung „von einem Volk, das in freiem Stolze die niederen Triebe des Neides und der Mißgunst überwindet“ und der Satz, den er gleichfalls in den späteren Eid aufnimmt: „Wir beugen uns vor den naturgegebenen Rängen.“⁹

Trotz seiner Könnerschaft im Fach wirkte er nicht als Fachmann. Man findet in mehreren Berichten über ihn als den stärksten Eindruck genannt, daß er immer ein Ganzes umfaßt und aus solcher Sicherheit her auch im einzelnen geurteilt habe. Nahe Freundschaften verbanden ihn mit Menschen, die in anderen Berufen standen. Mit ihnen vereinigte er sich in einem großen menschlich-künstlerischen Streben, aus dem er sich auch in der notwendigen Einseitigkeit der letzten Monate vor dem Zwanzigsten Juli nicht ausschloß. An der Reihe von Arbeiten geschichtlicher oder dichterischer Art, die aus seinem Freundeskreis hervorgingen, hat er mitwirkend Anteil genommen. Vom Tode des ihm sehr nahen Bildhauers Frank Mehnert, der am Ilmensee gefallen war, erfuhr er, als er selbst in Afrika im Kampf lag. Ein anderer jüngerer Freund, der dichterisch begabt war und über den Prinzen Eugen gearbeitet hatte, war ein halbes Jahr früher vor Sewastopol geblieben¹⁰.

⁸ Dietz Freiherr von Thüngen, ungedruckte Niederschrift.

⁹ Fahrner, s. Anm. 13.

¹⁰ Die während des Krieges in einem Privatdruck, später im Suhrkamp-Verlag veröffentlichte „Erzählung“ des im August 1942 als Oberleutnant vor Sewastopol gefallenen Wolfgang Hoffmann ist nicht ohne Beziehung zur Gestalt Stauffenbergs, dem der Autor im Hauptquartier und in Berlin begegnet war.

Auch beim täglichen Zusammensein unter Offizieren sprach Stauffenberg häufig über geschichtliche, politische, soziale, künstlerische Dinge, ebenso wie ihn die immer neu sich vordrängenden Überlegungen beschäftigten, wie man das Lebendige gegen die Wucherung der technischen Zivilisation rette. Er wurde ungeduldig bei bloßen Darlegungen des Übels und stimmte wenig mit ein in die Klagen, die bei geistigen Menschen sonst fast unvermeidbar scheinen, wenn sie einer ihnen von Grund aus widrigen Umwelt begegnen. Ihn reizten vor allem die Vorstellungen, wie man es anders mache. Er schaute dabei sehr nüchtern auf das Ziel, das man verwirklichen, und auf die Menschen hin, mit denen man es erreichen könne. Bezeichnend schon für den jungen, etwa siebzehnjährigen Stauffenberg ist die Geschichte, daß einmal eine Abordnung von Gleichaltrigen und etwas Älteren zu ihm kam: er möchte die Führung übernehmen und „die Idee der Jugendbewegung“ retten, worauf er erwiderte, er kenne keine Idee, er kenne nur Menschen... Ein Gegensatz der Generationen, wie er gerade in dieser Zeit nach dem Ersten Weltkrieg stark hervortrat, ein Gegensatz der Ideologien, wie er ein Jahrzehnt später trennendes Weltgespräch wurde, war für ihn so nie bestimmend.

Mit dem Kraftvollen und Unbedingten seiner Art versöhnten seine Anmut und Ungezwungenheit, mit dem durchgreifenden Wollen seine heitere Nüchternheit, die nichts Pathetisches aufkommen ließ. Sein „prachtvolles“ Lachen galt als einzig: einer, der ihn jahrelang nicht gesehen hatte, erkannte ihn daran im Nachtschnellzug durch die geschlossene Tür des Schlafabteils. Viele, die später sich einer Begegnung mit ihm entsannen, meinten wie jener Oberleutnant vor dem Volksgericht: er lächelte immer, wenn er sprach. Nie stand er allein. Wo er auch war, hatte er bald „seinen verschworenen Haufen“. Viele Freunde und Kameraden aus den Reiterjahren und aus der Akademiezeit findet man später wieder an seiner Seite.

Im Sommer 1938 kam der Rittmeister Stauffenberg nach Wuppertal zur I. Leichten Division, die bis November General Hoepner befehligte und die nach Kriegsbeginn zur 6. Panzerdivision wurde. Als Zweiter Generalstabsoffizier dieser Division erlebte er die Monate der Sudetenkrise und zog mit in die Bereitstellung im Thüringer Wald. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen ins Sudetenland fand eine Quartiermeisterfahrt statt, an der er teilnahm. Beim Abschluß dieser Besichtigungsreise führte Stauffenberg mit zwei Kameraden vor den leitenden Offizieren ein Scherzspiel auf. In geistvoller Verhöhnung trieben sie darin mit aller Fachkunde und ungemein großzügig, ohne sich um rechts und links zu kümmern, einen Panzerkeil vor bis in den Ural. Stauffenberg tat als Versorgungsoffizier Münchhausensche Wunder an Improvisation, phantasievoll eine Strategie überpochend, die empfahl, sich am eigenen Zopf aus dem Sumpf zu ziehen. Als dem Keil etwa in der Ukraine das Benzin ausging, eroberte man Baku, legte schnell eine Überlandröhre und führte das Fehlende herbei. Das Ganze unter dem immer wiederkehrenden Zauberwort: Das Auge des Herrn macht die Kühe fett.

Der Spätherbst brachte die Synagogenbrände in Deutschland. Stauffenbergs Gedanken waren in diesem Herbst und Winter bei Gneisenau und seinen Plänen einer Erhebung. Im Januar 1939 fand im Kreis von ihm geladener Offiziere ein Vortrag

über Gneisenau statt. Er selbst leitete ihn mit Worten ein, die verdeckt, aber unüberhörbar von den eigenen Tagen sprachen. Am Ende des fast zweistündigen Vortrags, der sehr lebendige Aufnahme fand, sagte er in seiner Art lachend: „Ja, sehen Sie, das haben wir nun gelernt: so hat es Der gemacht.“¹¹

In der ersten Zeit des Krieges ist Stauffenberg mit der 6. Panzerdivision (Panzergruppe Kleist) in Polen und Frankreich. Nach der Erzählung eines Mitoffiziers war er in der Division so bekannt wie der General. Er war mit Leib und Seele dabei, arbeitete viel und hatte doch für jedermann Zeit. Ein anderer Bericht zeigt ihn in einer von ihm geleiteten Besprechung¹²:

„Stauffenberg, groß, schlank und beweglich, ein Mann, von ausgesprochenem persönlichem Charme, empfing uns mit echter, strahlender Liebenswürdigkeit, sorgte, daß jeder ein Glas zu trinken bekam, eine Zigarre, eine Pfeife Tabak. Er informierte, fragte, forschte nach scheinbar nebensächlichen Dingen, gab die neuesten Anekdoten zum besten, die aus dem Raum zwischen Aufklärungsabteilung und Feldbäckereikolonnie der Division zu berichten waren, sprang von einem Thema zum andern, unterbrach jedes Gespräch, um zunächst einmal den zuletzt ins Zimmer Getretenen anzuhören und auszuforschen. So verging Viertelstunde um Viertelstunde, und noch immer war keine unserer Fragen entschieden, bis dann, ganz und gar unkommissig und durchaus zwanglos, die Worte fielen: Ja also, ich denke, wir machen das jetzt so . . . , und nun gab Stauffenberg, die Linke in der Hosentasche, die Rechte am Weinglas, gedankenvoll durchs Zimmer gehend, bald hier, bald da stehenbleibend, dann wieder zur Karte greifend, den Quartiermeisterbefehl in allen Einzelheiten . . .“

Beim gleichen Bericht aus der Panzerdivision lesen wir die fast panegyrischen Sätze:

„Unvergleichliche Erinnerungen waren jene abendlichen Gespräche zu dritt oder viert in den Quartieren bei St. Omer. Immer wieder war bewundernswert, über welche Fülle von Einsichten, über welch gereiftes Urteil der damals Zweiunddreißigjährige verfügte, wieviel er dank einer genialen Begabung wußte. Diskussionen von einem ähnlich hohen Niveau habe ich weder vorher noch nachher je erlebt. Verehrt und bewundert von Kameraden, Mitarbeitern und Untergebenen, geschätzt von allen Vorgesetzten, denen er, seines Wertes und seiner persönlichen Würde voll bewußt, mit schönem Freimut und ohne jede Spur von Servilismus gegenübertrat, stets und in jeder Lage befähigt, den rechten Ton zu treffen, die passende Form zu finden: so war er, strahlend und schön wie Alkibiades, ‚angenehm vor den Menschen‘ und wahrhaft, wie es später einmal einer aus dem Kameradenkreis sagte, ‚ein Liebling der Götter‘.“

Ein anderer Stauffenberg Befreundeter aus der Panzerdivision erinnert sich aus dieser Zeit an sein Wort: „Nichts Schöneres als einen siegreichen Feldzug mit dem Freunde.“ Um diesen Mann, den so ganz die Dinge des technisch modernen Krieges beschäftigten, habe der Krieg dennoch etwas Zeitenthobenes gehabt ohne jede Ro-

¹¹ Fahrner, s. Anm. 15.

¹² Erwin Topf in einem Artikel Claus Graf Stauffenberg, in „Die Zeit“ vom 18. Juli 1946.

mantik. Er konnte sich mit Freunden ganz dem Reiz des Landes und eines schönen Biwaks hingeben und sich am Siege freuen. Dies Erhobensein vom Glück der Waffen hatte aber nichts von jenem Taumel, dem damals zuerst die Sinne mancher Mitoffiziere anheimfielen, dem Taumel, durch die deutschen Machtschläge ringsum eine Welt in Scherben zu legen. Stauffenberg äußerte, als sich das unerwartete Erliegen Frankreichs abzeichnete: dies sei ohne Sinn, wenn es jetzt nicht gelinge, Frankreich und Deutschland sich nahezubringen. Jetzt müsse man in einem großen Sinn handeln, müsse aus der alten Feindschaft endlich etwas Neues machen, und er fügte übermütig hinzu: wenn man ihm freie Hand gäbe, er würde es machen.

In den Tagen, in denen der Panzervormarsch auf Dünkirchen durch Hitler angehalten wurde und den Engländern sich einzuschiffen gelang, wurde Stauffenberg in den Generalstab des Heeres abberufen. Er hatte in dessen Organisationsabteilung das Referat „Friedensheer“ zu übernehmen mit der Aufgabe, Gliederung und Ausrüstung des Heeres im Einklang zu halten mit den fortgehenden Änderungen der Waffen und den sich ändernden Kampfnotwendigkeiten. Die Arbeit bedingte eine nahe Zusammenarbeit mit den Kommandeuren an der Front, deren Erfahrungen auszuwerten, deren Vorschläge durchzudenken und zu erproben waren. Stauffenberg hatte gelegentlich auch fremde Offiziersmissionen, die etwas und nicht zu viel vom deutschen Heer sehen sollten, zu führen und zu unterrichten.

Über zweieinhalb Jahre des Krieges, Jahre entscheidender Entwicklungen, hat Stauffenberg vom Hauptquartier aus erlebt: 1940 den Waffenstillstand mit Frankreich, den Versuch, England aus der Luft zu zermürben, 1941 den deutschen Vorstoß auf den Balkan, die Landung auf Kreta, das breite deutsche Vordringen nach Rußland, die deutsche Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten, 1942 die schwere Winterkatastrophe in Rußland, den deutschen Angriff bis gegen Ägypten, den Vorstoß zum Kaukasus und zur Wolga, die Landung der Gegner in Tunis und Marokko, die Opferung der Sechsten Armee in Stalingrad . . . Stauffenberg hat in diesen Jahren mit seiner Abteilung die Ortswechsel des Hauptquartiers mitgemacht: von Godesberg nach Belgien, nach Fontainebleau, in die märkische Heide bei Zossen, nach Ostpreußen, nach Winniza in der Ukraine und wieder nach Ostpreußen. Häufige Reisen führten ihn von seinem Dienstsitz aus nach allen Richtungen zu den höheren Stäben der Front und der besetzten Länder, zu leitenden militärischen Stellen in Berlin. Bei den verschiedensten Befehlshabern machte er Besuch: in Borisow an der Beresina ebenso wie auf der Krim, in Finnland, in Belgrad, Paris, Athen.

An zwei Stationen dieses Weges begegnet man ihm in persönlichen Überlieferungen. „Im Frühjahr 1941, nach der Besetzung von Griechenland“, so schreibt Rudolf Fahrner¹⁸, „kam Claus auf einer aus seiner Tätigkeit im Hauptquartier sich ergebenden Reise nach Athen. Wir hatten mehrere Zusammenkünfte und ein-

¹⁸ Rudolf Fahrner hat seine Erinnerungen zum Zwanzigsten Juli auf meine schon länger geäußerte Bitte in einer auch das sehr Persönliche mit umfassenden Form 1962/63 niedergeschrieben. Sie sind bisher nicht veröffentlicht worden. F. hat mir erlaubt, seine Niederschrift einzusehen und für meine Darstellung zu verwenden.

gehende Gespräche über die Lage – die schönste Begegnung auf einer gemeinsamen Fahrt nach dem alten Koronis an der Nordostküste Attikas. In einer der beiden Meerbuchten, die der frühere Stadtrücken trennt, trafen wir deutsche Truppen, die hier ihre Zelte hatten. Die einen waren beim Bad, andere braungebrannt beim Ballspiel. Stauffenberg hatte seine Freude beim Anblick, begrüßte den Oberleutnant, der das Lager befehligte, und lobte ihm seine Leute: es war eine aktive Gebirgsjägertruppe, die den Feldzug in Norwegen mitgemacht und von Bulgarien aus den Eingang nach Griechenland erkämpft hatte, lauter junge ‚Gebirgler‘ von schlankem Wuchs in kräftiger Verfassung. Wir schauten zusammen eine ganze Weile den Spielenden zu, die sich offenbar ein Vergnügen daraus machten, dem unvermittelt erschienenen Zuschauer mit den Generalstabsstreifen einen munteren Kampf zu liefern. Stauffenberg verabschiedete sich dann durch Winken und Zuruf – das einzig gebrauchte ‚Heil‘ und die begleitende Armbewegung waren bei ihm ein eigener und echter Gruß. Die andere von herrlichen Felsen umstandene Bucht, in die wir zum Bad hinübergingen, war ganz unbetreten. Wir schwammen sehr weit hinaus, Claus erst mir zur Seite, dann links vor mir, sich oft zu Zurufen zurückwendend. Dieses schöne Menschenhaupt über den hochgehenden blauen Wogen gab etwa das, was Goethe durch Karl Philipp Moritz über ein solches Gegenüber andeuten läßt: das Äußerste an Gestaltung über der ewig wogenden, gestalten-trächtigen Ungestalt.“

Der andere Bericht erzählt von einer Reise durch die Ukraine, wo Stauffenberg die Aserbeidschaner und andere russische Freiwilligenverbände besichtigt. Es lag ihm viel daran, diesen Verbänden, die seiner Fürsorge unterstanden, die geeigneten Führer zu finden und sie nicht zu gedungenen und mißbrauchten Hilfsvölkern, sondern zu freiheitlichen Kampfgruppen zu machen mit gewahrten Bräuchen und Stammeseigenschaften. Der Begleiter Stauffenbergs erzählt vom oft prachtvollen Menschenwuchs, den sie antrafen, von Männertänzen und Gesängen, die dem Gast zu Ehren stattfanden, und er meint, es sei auffallend gewesen, wie diese Menschen einer ganz anderen Welt diesem Besucher zufielen, der unter ihnen wie ein bodenständiger Herr wirkte¹⁴.

War auch das Hauptquartier hundertfach gefeldert und unterteilt und schon räumlich nicht überschaubar, so hatte Stauffenberg durch Freunde und Bekannte, die in der Operationsabteilung, in „Fremde Heere West und Ost“, in der Abwehr, im Nachrichtenwesen und bei den Waffengeneralen saßen, genug Möglichkeiten, sich zu unterrichten. Er hatte den starken Trieb, sich immer vom Ganzen Rechenschaft zu geben, und nahm zu dem, was das Hauptquartier bot, seine eigenen Eindrücke hinzu, die er auf seinen Reisen sammelte, die Berichte, die er mündlich und brieflich empfang, und was ihm der Bruder aus der Seekriegsleitung zutrug.

¹⁴ Über die Aufstellung der russischen Freiwilligenverbände s. die (zu Teilen bedenkliche) Schrift von K. Michel, Ost und West, Der Ruf Stauffenbergs, Zürich 1947; umfassender und mit Zahlenangaben P. Kleist, Zwischen Hitler und Stalin 1939–1945, Bonn 1950, S. 205 ff. Er erwähnt auch Stauffenbergs Mitwirkung im Kampf gegen die von Bormann und Koch betriebene Unterjochungspolitik.

Gerade für die aus dem Kampf Kommenden erübrigte er, so bedrängt er war, immer genug Zeit zum Fragen und Erzählen und bewirtete sie gerne. Er hörte sich an, mit welchen Nöten sie draußen kämpften, erkundigte sich nach allen, die er kannte, nahm Anteil an den Erfolgen und Mißerfolgen und durchdachte sie in ihren Einzelzügen. Wer mit einem Anliegen ins Hauptquartier kam, den beriet er, half, wenn er konnte, oder suchte wenigstens zu erreichen, daß ein echter Bericht der Lage – was oft nicht leicht war – bis zur verantwortlichen Leitung durchdringe. Man weiß von einer zuvor mehrfach gescheiterten Eingabe wegen der russischen Zivilarbeiter, die Stauffenberg trotz aller Widerstände an die eigentlich Verantwortlichen heranbrachte, nachdem er sie noch durch die Beischrift geschärft hatte, die Behandlung der russischen Zivilarbeiter sei „eine unverantwortliche Herausforderung des Ostens“.

Ein älterer Regimentskamerad von Stauffenberg, der als Reserveoffizier im Hauptquartier Dienst tat, schildert, wie er öfter am Ende eines langen Arbeitstages um ein oder zwei Uhr nach Mitternacht zu Stauffenberg hinüberging, um noch ein Wort auszutauschen oder eine Erfrischung zu nehmen. Er schreibt: „Ich habe die Tür von Claus nie geöffnet, ohne ihn am Fernsprecher anzutreffen. Vor ihm Stöße von Papier, die Linke am Hörer, die Rechte mit dem Bleistift bewaffnet, die Akten ordnend. Er sprach mit lebhafter Miene, je nach dem Gesprächspartner lachend (ohne das ging's eigentlich nie) oder schimpfend (das fehlte auch selten) oder befehlend oder dozierend, gleichzeitig aber schreibend, entweder nur die großen, raumgreifenden Buchstaben der Unterschrift oder die kurzen, auffallend präzisen Aktenvermerke. Neben ihm meist der Schreiber, der während der Wartepausen in fliegender Eile Aktenvermerke, Briefe, Notizen aufnahm, ohne daß Claus vergessen hätte, das so peinlich eingehaltene Beiwerk eines hohen Stabes (Briefkopf, Betreff, Bezug) pedantisch genau zu diktieren. Claus gehörte zu den Menschen, die gleichzeitig mit aller Konzentration mehrere Arbeiten erledigen. In erstaunlichem Maße hatte er die Fähigkeit, Akten zu bearbeiten, d. h. Wesentliches vom Unwesentlichen mit einem Blick zu trennen. Er drückte sich klar aus, und seine blitzartigen, den Nagel auf den Kopf treffenden Zwischenbemerkungen brachten seinen Partner nicht selten in Verwirrung. Die angeborene gesellschaftliche Gewandtheit, die unvergleichliche Grazie militärischen Taktens des Jüngeren dem Älteren gegenüber, die Freiheit und Ungehemmtheit des Verkehrs zwischen Gleichwertigen war das Äußere von Claus' großer Persönlichkeit, die sich Achtung und Vertrauen ohne Zwang erwarb. Für das, was bei anderen zum Äußeren gehört, Kleidung, hatte er in dem ungeheuren Geschehen, das ihn bis ins Innerste bewegte, kein Verständnis.“¹⁵

Zu Beginn des Jahres 1943 wurde Stauffenberg zur Truppe versetzt. Mitte Februar traf er in Afrika ein und übernahm die Stelle des Ersten Generalstabsoffiziers bei der 10. Panzerdivision, die damals eben den Rückzug des Afrikakorps auf den Brückenkopf von Tunis zu decken hatte gegen einen an Zahl und Rüstung überlegenen, stark vorandrängenden Gegner. Monatelang hatte sich die Division dieses

¹⁵ Von Thüngen, a. a. O.

zählen englischen Gegenübers zu erwehren. Ihr Rückzugskampf ist als vorbildlich hervorgehoben worden.

Nach siebenwöchigem Dienst bei der Division wird Stauffenberg, der einen Artilleriestreifschuß am Knie unbeachtet ausgeheilt hat, unterwegs von einer feindlichen Tieffliegergarbe überschüttet und schwer verwundet zurückgebracht (7. April). Gesicht, Hände, Knie sind zerschossen, er sieht nichts mehr. Erst als man nach einigen Tagen im Lazarett in Karthago den Kopfverband löst, hat er die Gewißheit, daß das eine Auge doch sehend geblieben ist. Er wird in die Heimat gebracht und kommt in ein Münchener Lazarett. Für Wochen liegt er mit hohen Wundfiebern. Es scheint ungewiß, ob es gelinge, ihn durchzubringen. Kopf, Arme, Beine liegen in Verbänden. Er lehnte, so liest man in den Kaltenbrunner-Berichten (S. 305), „als er im Lazarett lag, trotz seiner schweren Verwundung jedes Schmerzlinderungs- und Schlafmittel ab und überwand die Folgen seiner Verwundung schnell und mit Energie“¹⁶. Nicht so sehr die Verwundung schien ihn niederzuwerfen als das Gefühl, aus seiner Bahn gerissen zu sein und nichts von dem getan zu haben, was er von sich erwartet hatte.

Bald aber ist ein unerklärlicher Umschwung zu bemerken. Freunde, die den Grafen zwei Wochen zuvor als einen von Todesnähe Berührten gesehen hatten, spüren jetzt zurückkehrend mit Staunen eine ganz neue innere Bestimmtheit, eine Energie, drängender als je. Von seinem Ergehen zu reden, ist ihm kaum mehr lohnend. In den letzten Apriltagen hat er einen Brief an General Olbricht diktiert, er hoffe, in einem Vierteljahr wieder zur Verfügung zu stehen – offenbar knüpft er dabei an ein zwischen ihnen schon bestehendes Verhältnis an. Einem Freund bekennet er in diesen Tagen, als sie allein sind, die Stelle des Stabschefs bei General Olbricht im OKH sei ihm inzwischen angeboten worden, die Möglichkeiten zu entscheidendem Eingreifen erwarten lasse. Bald darauf empfängt der gleiche einen maschinengeschriebenen Brief von ihm, unter den Stauffenberg – wie er bemerkt, zum erstenmal – mit der verstümmelten Linken seinen Namen Claus setzt. Einen alten General, der ihn Anfang Mai besucht, beeindruckt, wie lebendig und sicher der noch Fiebernde das Gespräch führt und einige Finger der linken Hand aus dem Verband frei macht, um zu schreiben. Im Lazarett wundert man sich über die zahlreichen Besucher auch hohen Ranges, die bei dem Oberstleutnant aus und ein gehen. Aus dem Reich, aus der Ukraine, aus Frankreich, Italien, Griechenland kommen Gaben für ihn. Es ist wie eine eigene Welle von Freundschaft, Zuneigung, Erwartung, die ihn umgibt. Wie viele von denen, die zu ihm kommen, haben Kenntnis davon, was in ihm umgeht? „Weißt du, ich habe das Gefühl, daß ich jetzt etwas tun muß, um das Reich zu retten“, äußert er einmal wie beiläufig in fast leichtem Ton zur Gräfin Nina, der Mutter seiner damals vier Kinder, „wir sind als Generalstäbler alle mitverantwortlich.“

¹⁶ Sauerbruch (Das war mein Leben, Bad Wörishofen, 1951), S. 550, bestätigt die Ungeduld Stauffenbergs: er habe die Operation ebenso wie die Anlegung eines „Sauerbruch-Armes“ abgelehnt, weil das eine neue Lazarettzeit erfordert hätte.

„Wenn Sie mich nach Stauffenbergs politischer Einstellung fragen, so muß ich Ihnen erwidern: Man geht fehl, wenn man versucht, sie einordnend zu bezeichnen. Er hatte – um dies vorauszusagen – eine auffallende Fähigkeit, sich mit einer gegebenen Lage (dazu gehören auch Menschen mit ihren Anschauungen) zu verbinden, um in ihr zu handeln. Er wurde nicht von Meinungen, Absichten, ‚Programmen‘ bestimmt, sondern von Kräften, die zur Auswirkung drängten, Kräften, die jedoch über das hinausreichten, was man als Bezirk heutiger politischer Thesen und Antithesen kennt. Man kann solche Naturen nicht einordnen nach rechts oder links oder unter Gegner und Anhänger schon vorhandener Erscheinungen, und gerade das macht sie ‚zukunftsträchtig‘, macht es möglich, daß durch sie etwas Neues geschieht.“¹⁷

Diese im Jahr 1950 niedergeschriebene Auskunft Rudolf Fahrners wird ergänzt und erweitert durch die ausführliche Schilderung seiner Zusammenarbeit mit den Brüdern Claus und Berthold Stauffenberg, die er neuerdings gegeben hat und die ihn als wichtigsten überlebenden Zeugen für die Absichten und die Haltung der Brüder Stauffenberg erkennen läßt. Die von ihm gegebenen Hinweise können dazu dienen, Claus Stauffenbergs Verhältnis zu Hitler und den Ereignissen der Zeit deutlich zu machen¹⁸.

Zweierlei geht aus ihnen hervor: Sowenig man Stauffenberg erfaßt, wenn man ihn als den „glänzend begabten“ Offizier einordnet, der neben seinem Beruf geistigen Interessen und auch politischen Gedanken nachhing, so abwegig ist es, ihn als zu Anfang begeisterten Nationalsozialisten zu schildern, der sich dann durch eine mutmaßliche Bekehrung von Hitler abgewandt und den Weg zur Widerstandsbewegung gefunden, oder auch ihn zum Gesinnungs-Kommunisten zu erklären, als der er sich mit seiner Neigung zu Ostkontakten und Sozialplänen erwiesen habe¹⁹.

¹⁷ Brief von Rudolf Fahrner an den Verfasser aus dem Jahr 1950.

¹⁸ Fahrner, s. Anm. 13.

¹⁹ Foertsch, Schuld und Verhängnis, Stuttgart 1951, S. 22, gibt eine Schilderung, für die er Peter Sauerbruch, einen jüngeren Regimentskameraden von Stauffenberg, als Quelle anführt: der damals 25jährige Leutnant Stauffenberg habe sich am 30. Januar 1933 in voller Uniform an die Spitze des Zuges einer begeisterten Menschenmenge auf den Straßen von Bamberg gestellt und habe danach Tadel und Vorhalte von Mitoffizieren und Vorgesetzten gelassen hingenommen und zu Kameraden geäußert, daß die großen Soldaten aus der Zeit der Befreiungskriege wohl mehr Gefühl für solche echte Volkserhebung bewiesen hätten. Nachfragen bei Bamberger Bürgern, die den 30. Januar in ihrer Stadt erlebt haben, ließen keine Erinnerung an einen ähnlichen Vorgang auffinden. P. Sauerbruch hatte die Freundlichkeit, mir genauere Auskunft zu geben. Er bestätigt die von Foertsch mitgeteilte Erinnerung, fügt aber Erläuterungen hinzu, die für das Verständnis nicht unwesentlich sind. Es hat sich nach S. nicht darum gehandelt, daß sich Stauffenberg als junger aktiver nationalsozialistischer Volksführer in der Uniform eines Leutnants an die Spitze von Zivilisten gesetzt, die Volksmenge angeführt und dadurch Kritik oder gar Maßregelung durch seine Vorgesetzten auf sich gezogen hätte (Foertsch selbst führt im gleichen Zusammenhang die Ulmer Reichwehroffiziere Scheringer und Ludin an). Der Vorgang war offenbar viel persönlicher. Im Gespräch unter den Offizieren kam an diesem Tag oder an einem späteren – Sauerbruch nahm als Fahnenjunker nur vom Rande her teil und schließt bei der Fülle von Anlässen, die sich für einen solchen Vorfall in jener Zeit boten, einen Datumsirrtum nicht aus – die Rede darauf,

Claus Stauffenberg zeigt sich von seiner ganzen Anlage her, seit er seiner selbst bewußt wurde, als mit ursprünglichen Impulsen auf ein staatliches Handeln gerichtet, wie es schon jene Schilderung des Jugendlichen ausspricht: „Er erweckte von Beginn an hohe Erwartungen als künftiger, mutvoller Betreuer, ja Wiederhersteller sinnvoller Ordnung.“ Der Entschluß, Offizier zu werden, entsprang diesem Trieb künftigen Wirkens. Viele Gespräche, an denen Stauffenberg im Umkreis Georges teilnahm und die er als junger Offizier mit seinen Freunden führte, betrafen die Frage, was geschehen könne, einen neuen staatlichen Organismus unter Deutschen wachsen zu lassen. Von den Stauffenberg dabei bewegenden Gedanken gibt mittelbar der Bericht Fahrners Kenntnis, den er über die gemeinsamen Gespräche niedergeschrieben hat. In ihm ist freilich eine Trennung der Autorschaft für die eine oder die andere Äußerung aus Gewissenhaftigkeit vermieden, aber nach dem Zeugnis Fahrners herrschte Übereinstimmung in allen wichtigen Punkten, so daß diese Darstellung für Stauffenberg bedeutenden, sonst durch kein Zeugnis erreichten Quellenwert hat, zumal sie bisher einzeln überlieferte Nachrichten in einen größeren Zusammenhang einordnen läßt.

„Seit etwa Herbst 1936“ – so heißt es bei Fahrner – „hatten alle unsere Zusammenkünfte mit Claus, so sehr wir mit geistigen Arbeiten beschäftigt waren und so sehr er daran teilnahm, das gleiche Thema: wann, wie und wo könnte ein Durchbruch geschehen.“

Stauffenberg, so stellt es Fahrner dar, beobachtete und beurteilte als ein selbst zum Handeln Begabter und Getriebener Hitlers Emporkommen und Wirkung mit großem, sachlichen Interesse. Er sah in ihm den Typus eines modernen Massenbewegers mit einer erstaunlichen Potenz seines „Trommelns“, der zwar vielfach nur Gedanken, die ihm die Zeit bot, nach seinem Bedürfnis übernahm, der aber fähig war, sie zu vereinfachen und politisch wirkungskräftig zu machen und damit eine große Gefolgschaft auch gegen ihren eigenen Vorteil zu Hingabe und Opfer zu begeistern. Stauffenberg bewegte das Kraftfeld, das dieser Mann zu erzeugen vermochte, seine Vehemenz, die Unmöglich-scheinendes in einer festgeschobenen Welt plötzlich als möglich erscheinen ließ: man konnte die Vorstellung gewinnen, daß es gelungen sei, die Kruste bürgerstaatlicher Gewohnheit, die vom 19. ins 20. Jahr-

daß Stauffenberg in Uniform mit der durch die Straße ziehenden Volksmenge mitgegangen war. Man tadelte ihn. Stauffenberg nahm die Mißbilligung hin und hat zu den ihm Vertrauten sich etwa so geäußert, er sei dazugekommen, wie eine einmütige Begeisterung das Volk mit sich fortzog, und habe es für unmöglich gefunden, in einem solchen Augenblick als Offizier in Uniform in eine Nebengasse abzubiegen. Daran schloß er die Bemerkung von den großen Soldaten der Befreiungskriege.

Die Vorstellung, daß der Offizier nicht beiseite stehen könne, wo es um ein großes Anliegen des Volkes gehe, die Wendung gegen den Kastengeist des Offizierkorps ist im Bild Stauffenbergs nicht fremd und läßt an die Stelle aus dem Tagebuch von Hermann Kaiser (s. „Die Wandlung“ 1945/46, Heft 5) denken, die gegen eine gleiche Offiziersauffassung gewendet ist: „Man braucht nur an Scharnhorst oder Clausewitz oder Gneisenau zu denken, um gewahr zu werden, auf welche Stufe der Offizier von heute abgesunken ist.“ Welche Vorstellungen Stauffenberg von dieser neuen Bewegung gehabt hat, s. im Text.

hundert hinübergewachsen war, zu durchbrechen, und daß es – wenn auch gegen Hitler – zu neuen Gestaltungen kommen könne. War es doch nicht zu verkennen, daß von Hitler bei aller Niedrigkeit seiner Natur, die in ihm sichtbar war, auch ursprüngliche und echte Anliegen einer Erneuerung angesprochen und dadurch auch Menschen von idealem Denken und hohen Zielen indirekt von ihm angezogen wurden.

Aus der Beobachtung des Hitlerschen Aufstiegs waren für Stauffenberg, wie aus der Gesprächsaufzeichnung zu entnehmen, etwa folgende Punkte bedeutsam gewesen:

Hitler war offenbar von Beginn darauf ausgegangen, mit demokratisch scheinenden Mitteln die Demokratie aufzuheben. Einem solchen Vorgehen war der gesamte Apparat der Staatsverwaltung und des Parteiwesens in Deutschland unterlegen.

Hitlers Emporkommen war von den Gegnern Deutschlands durch ihr Verfahren mit hervorgerufen, ja erst ermöglicht worden. Die Art, wie sie in Versailles geglaubt hatten, „Frieden“ begründen zu können, hatte Hitler die stärksten Argumente gegeben und ihm für Jahre den Anschein verliehen, daß er für gerechte Belange aller Völker eintrete. Bemerkenswert war die Art, wie er nicht nur Revisionen betrieb, sondern auch Verzichte aussprach: es deutete sich eine Möglichkeit an, auch unter europäischen Völkern sich anders zu verständigen als mit verbrauchten, konventionellen diplomatischen Methoden.

Hitlers große Wirkung war von seinen sozialen Maßnahmen mitbestimmt. Hier leistete er mehr als manche andere Massenlenker und als „bloße“ Militärs in der Staatsführung, die „bei Machterfolgen immer die sozialen Lösungen nicht leisten können und darüber stürzen und die oft gar nicht bemerken, daß sie nur die Reste überkommener Sozialordnungen vernutzen und davon leben“. Dadurch hatte er eine von innen wirksame Gegenposition gegen den Kommunismus begründet.

Es galt im Auge zu behalten, „daß Menschenlenkung und auch Mengenlenkung ein ebenso unentrinnbares wie wichtiges politisches Geschäft ist und bleibt, das man nicht ohne Schaden beliebigen Leuten überlassen kann, und daß dabei keineswegs eo ipso ein Betrugsverfahren angewendet werden muß“.

Betrug: Hitlers Fähigkeit, „Gedanken in primitive, aber auch echte Werbeformeln umzusetzen“, bestätigte sich, so hatte man den Eindruck, oftmals ohne die Kontrolle des Bewußtseins, primitiv-instinktiv – „daher sein verhältnismäßig gutgläubiges und verhältnismäßig ungestört-selbstgläubiges Schwindlertum“. Damit verband sich freilich für ihn die Handhabung des bewußten, grob- oder feinfädigen Betrugs als politischer Raison nach innen und außen, aber selbst dabei schien nicht ausgeschlossen, daß der Täuscher seine eigenen, oft wiederholten Argumente der Täuschung in überzeugtem Glauben als der nun selbst Getäuschte selbst übernahm.

Fahrner schließt die Wiedergabe der Gespräche, die er in jener Zeit mit Stauffenberg geführt hat, mit diesen Sätzen: „Besonders fiel mir auf, daß jede bloß abschätzende Bemerkung über Hitler – bei großem Interesse für seine ‚sachliche‘ Beurteilung – von Claus Stauffenberg sehr zurückhaltend und skeptisch aufgenommen wurde als einer bloß emotionalen Herkunft und politischer Unsachlichkeit ver-

dächtig. Seine Warnungen vor vorschnellen Hoffnungen, seine Kühle gegen jede Emphase, die Beobachtung, daß er mit dem älter befreundeten Frank Mehnert noch mehreres über diese Dinge besprach, was er vor mir nicht vorbrachte, das alles konnte in mir nur den Eindruck von seiner politisch zuständigen Begabung verstärken.“

Vom ersten unverhüllten Hervortreten des Willens zum Handeln bei Stauffenberg erzählt Fahrner aus dem Winter 1938/39. Als er zu seinem Vortrag über Gneisenau nach Wuppertal kam, habe er Stauffenberg aus der Erbitterung über das Erlebte heraus bei einem Gang durch den Winterwald gefragt, ob sich denn die ganze Wehrmacht ein Vorgehen bieten lasse, wie es im Namen der Deutschen bei den mit der „Kristallnacht“ zusammenhängenden Ereignissen betätigt worden war. Damals habe Stauffenberg zum erstenmal offen von Umsturzplänen und -möglichkeiten gesprochen. Von Hoepner habe er geäußert, daß man auf ihn rechnen könne, auf Beck, wie schon früher immer, sehr zurückhaltend, aber um so beeindruckender gewiesen als die zentrale Figur der Opposition gegen Hitler in der Wehrmacht. Vor einem Zutrauen zu weiteren Kreisen höherer Offiziere oder gar zu dem inzwischen ins Massenhafte aufgeblähten Heer habe er eindringlich gewarnt, und es seien dabei die Worte gefallen: von Leuten, die sich schon ein- oder zweimal die Wirbelsäule gebrochen hätten, könne man nicht erwarten, daß sie bei einer neuen Entscheidung geradestünden.

Im Frühjahr 1939 hatte Fahrner nach mehreren Monaten wieder eine Begegnung mit Stauffenberg. Dieser berichtete „lachend-ernst“ über eine Panzerübung, von der er eben kam, bei der er den ganzen Tag in einem Panzer kleinsten Typs mitgefahren war, um die Lage und die Leistung der Panzerleute kennenzulernen. Wie obenhin, aber sehr ernst und nachdrücklich habe er dabei die Worte hingeworfen: „Der Narr macht Krieg.“ Der Gedanke habe ihn immer wieder beschäftigt, daß der Erste Weltkrieg schon beste Blutskräfte unter den Deutschen vernichtet habe, und was einem Volk drohe, das in der gleichen Generation ein zweitesmal bestes Blut verliere.

Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzug gegen Polen empfing Stauffenberg den Besuch seines Onkels, des Grafen Nikolaus von Uexküll²⁰, den er sehr verehrte, und des ihm seit früher vertrauten Grafen Fritz von der Schulenburg. Seiner Umgebung fiel damals auf, wie sehr er von den Gesprächen mit ihnen bewegt, ja betroffen war. Erst später wurde bekannt, daß die beiden ihm neue Einzelheiten über die bedrohliche Entwicklung der Dinge im Reich gebracht und ihn zu bewegen versucht hatten, einzugreifen oder so rasch wie möglich eine Stellung anzustreben, von der er eingreifen könne – sie sollen davon gesprochen haben, er müsse Adjutant des Oberbefehlshabers des Heeres werden. Stauffenberg hatte abgelehnt, da er noch nicht so weit sei.

Nachdem der Krieg einmal ausgebrochen war, sah er ihn nicht zuerst als Unternehmen Hitlers, sondern als vaterländisches Anliegen, und es war für ihn nie eine

²⁰ Graf Nikolaus Uexküll, Bruder von Karoline Gräfin Stauffenberg.

Überlegung, ob man sich ihm, auch nur innerlich, entziehen könne. Er war bis zum letzten Tag in dem, was Amt und Auftrag von ihm forderten, mit Hingabe tätig. Als in der ersten Zeit Hitler die Siege zufielen, die alles Erwartete weit übertrafen, hat Stauffenberg den Hitlerschen Anteil daran, wie er ihn sah, sachlich anerkannt und manchen Kritikern gegenüber nachdrücklich hervorgehoben. In eine Apotheose des „größten Feldherrn aller Zeiten“ hat man ihn nie einstimmen hören. Für untrennbar vom Ruhm eines Sieges und eines Siegers hielt er, daß es gelinge, aus der neuen Lage „etwas zu machen“: er empfand das von Hitler nie bewältigte Verhältnis zu Frankreich als eine Hauptursache des späteren Niedergangs. Eine dafür bezeichnende Szene, für die es in anderen persönlichen Erinnerungen Entsprechendes gibt, berichtet Generaloberst Halder aus dem August 1940, als Hitler in Paris eine große Siegesparade am Arc de Triomphe und in den Tuileries vorbereiten ließ (die nachher doch unterdrückt worden ist). Halder erinnert sich an ein Gespräch mit einigen „seiner“ jüngeren Generalstabsoffiziere, Stauffenberg und der ihm von der Akademie her befreundete Merz von Quirnheim waren vor allem die Sprecher. Sie entwarfen ein beängstigendes Bild eines Siegers ohne Gefühl und Augenmaß, der zum Verhängnis werde, und äußerten, daß es bald an der Zeit sei, ihm entgegenzutreten und notfalls ihn zu fällen²¹.

Aus einem Gespräch, das wiederum um die Möglichkeiten eines Umsturzes ging und zwischen Balkanfeldzug und Beginn des Rußlandkriegs im Frühjahr 1941 stattfand, ist Stauffenbergs Wort erhalten: „Noch siegt er zu sehr.“ Stauffenberg hielt es im weiteren Verlauf für entscheidende strategische Fehler Hitlers, daß er die Pläne einer Invasion Englands aufgab (die er für aussichtsreich ansah) und daß er – aus Neid gegen Rommels Popularität? – die Mittel verweigerte, mit denen der Einbruch in Ägypten und die Eroberung des Suezkanals hätten gelingen können. Den Rußlandfeldzug bezeichnete er als ein fatales Verlegenheitsunternehmen, „weil ihm gar nichts mehr einfiel“.

Ein Gespräch, das ein früherer Offizier des Hauptquartiers²² aus dem Winter 1941/42 berichtet – es war die Zeit der ersten Winterkatastrophe in Rußland –, zeigt die gleiche innere Lage noch gesteigerter. Der Eintretende findet in Stauffenbergs Arbeitszimmer hinter dem Schreibtisch ein Hitlerbild aufgehängt. Stauffenberg bemerkt seine Verwunderung und sagt: „Ich habe dieses Bild ausgewählt und aufgehängt, damit alle, die zu mir kommen, darin den Ausdruck der Proportionslosigkeit und des Wahnsinns erkennen.“ Am Ende des Gesprächs, das um die bedenklich scheinende Kriegslage, das verhängnisvolle Versagen der obersten Führung,

²¹ Aussagen Halders bei seiner ersten Verhandlung vor der Spruchkammer in München am 20. September 1948. In der Wiedergabe von Graml (Die deutsche Militäropposition vom Sommer 1940 bis zum Frühjahr 1943, Beilage zu „Das Parlament“ vom 16. Juli 1958, S. 359) ist auch der Name Tresckow genannt, an den ich mich von der Verhandlung, bei der ich zugegen war, nicht mehr erinnerte. – Die Sorge um das deutsch-französische Verhältnis trieb in gleicher Weise Caesar von Hofacker.

²² Professor J. Speer, früher Freiburg, jetzt München, unveröffentlichter Bericht. Speer war unter dem damaligen Major i. G. Eberhard Finckh im Amt des Generalquartiermeisters tätig und war mit Stauffenberg in die Schule gegangen.

das Hereindrohen des Ostens, die Maßlosigkeit Hitlers geht, sagt Stauffenberg auf des anderen Frage nach einer Lösung nur das eine Wort: „Töten.“ Die beiden sind sich einig, wie ungeheuer die Schwierigkeiten, zumal im Kriege, sind: so handeln dürfe nur einer, der es sich zutrauen könne, nach dem Ausfall Hitlers die Macht in die Hand zu nehmen und Staat und Heer über den Notaugenblick zu führen.

Als Gruppenleiter in der Organisationsabteilung des Hauptquartiers war Stauffenberg in unablässiger Auseinandersetzung mit den Befehlsverhältnissen, die Hitler in Heer und Wehrmacht geschaffen hatte. Sie beruhten auf einem aus der Politik übernommenen System der Gewaltenteilung, das ihm selbst vollkommene und unwidersprechliche Befugnisse gab, die ihm untergebenen hohen Befehlsstellen aber durch Gleichordnung mit vielen anderen in dauernde Spannungszustände versetzte und entscheidend in ihrer Machtausübung schwächte²³. Die drei Wehrmachtteile fielen immer mehr auseinander, es gab Kriegsschauplätze des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab Jodl) und des Oberkommandos des Heeres (Generalstabschef Zeitzler), die miteinander rivalisierten²⁴, die SS errang immer mehr Sonderrechte, andere führerunmittelbare Verbände und Dienststellen vermehrten täglich die Anarchie im Führungsgeschehen. Durch diese Art der „Spitzengliederung“ war die militärische Allgewalt Hitlers gesichert und jeder Einspruch gegen ihn, da er bestenfalls nur vom Kopf einer Teilgewalt herkam, unwirksam. Stauffenberg bemühte sich mit anderen Männern des Hauptquartiers in zähem Kampf um eine Änderung: wenigstens sollte es gelingen, die Stelle eines Oberkommandierenden der Ostfront mit eigener Verantwortlichkeit und Entschlußfreiheit zu schaffen. Auch als Hitler solchen Überlegungen ausdrücklich den Mund verbot, hat Stauffenberg mit Nachdruck im gleichen Sinn weitergewirkt. Er ist, wie man aus Schilderungen weiß, bei mehreren der höheren Führer vorstellig geworden und hat versucht, ihre Tatkraft zu einem mindestens demonstrativen Handeln in Bewegung zu setzen. Die Angesprochenen schienen mehrfach völlig mit ihm einig und hielten es für die letzte Stunde, die Selbständigkeit der militärischen Führung wiederherzustellen und damit dem Schlimmsten vorzubeugen. Aber sie glaubten es sich selber nicht zutrauen zu können, da sie sich in ihrer schweren und weitreichenden täglichen Aufgabe an der Front gebunden fühlten: sollte er die

²³ „Autoritäre Anarchie“ bei Kleist, a. a. O., S. 208, s. auch das Buch mit gleichem Titel von Petwaidic (Hamburg 1946); Speidel, Invasion 1944, Tübingen 1949, S. 43; ferner ausführlich im SS-Bericht Kiesel. Die Kritik der Offiziere an Hitler nimmt einen großen Raum in den Vernehmungen ein, so KB 291, 31, 406, 475, 525, 302 (Die geistige Haltung des Offiziers Oster), 271 (Der „unpolitische“ Offizier und „Nur-Soldat“ als Vorwurf der Vernehmenden, dazu vgl. S. 247 im Text: Stauffenbergs Vorwurf des „Nur-Soldat-Seins“ der Marschälle).

Die Unsinnigkeit der Befehlsverhältnisse wird von Stauffenberg am Beispiel eines afrikanischen Dorfes demonstriert, dessen Räumung über Rom im Führerhauptquartier angefordert werden mußte: inzwischen seien völlig unnötige und vermeidbare Verluste allein durch die Länge des Befehlsweges entstanden (KB 294). Vgl. Hagens Aussagen vor dem Volksgerichtshof am 7. August, IMT XXXIII S. 325 ff., bes. S. 337/38.

²⁴ Es hatte sich die Sitte herausgebildet, daß die Vertreter des einen der kriegführenden Ressorts den Besprechungsraum verließen, wenn die des anderen den Vortrag begannen.

Bewegung in Gang setzen! Sie wollten „für den Fall eines gelungenen Staatsstreiches voll zur Verfügung stehen“ (nach einem Ausdruck des Freiherrn von Gersdorff, der im Sommer 1943 im Auftrag von Kluge Manstein zu besuchen hatte²⁵).

Bei solchen Erfahrungen hörte man Stauffenberg zornig von Heeresgruppenführern sprechen, die sich als Äußerstes zu dem Entschluß aufraffen konnten, nach gelungenem Staatsstreich der neuen Staatsführung wieder Gehorsam zu geloben²⁶. Görnitz spricht in diesem Zusammenhang von den Eindrücken der Ratlosigkeit und Entschlußscheu der Generalfeldmarschälle, die Stauffenberg damals empfing und die ihn mitbestimmt haben, selbst zu handeln. Im übrigen verargte es Stauffenberg keinem, der auf den unteren Sprossen der Rangleiter stand, wenn er auf sein Blickfeld beschränkt blieb, treu zum Geforderten stand und Mensch sein wollte, den seine Freuden und Leiden erfüllten. Er sprach oft von den notwendigen Ordnungen und haßte alles bodenlose Revolutionieren, das auf Leichtfertigkeit oder Blindheit beruhe. Man gebe vor, dienende Kräfte zur freien Entscheidung und Tat aufzurufen, in Wahrheit reiße man sie nur weg aus dem Raum, in den sie gehörten und wo sie einzig gedeihen könnten. In solchem Sinn hatte Stauffenberg bei seiner Teilnahme an Fahrners Gneisenauarbeit vorgeschlagen, die Darstellung der radikalen und aufs Äußerste gehenden Organisation des Volksaufstandes gegen Napoleon auszuschneiden. „Er wies zur Begründung auf die mögliche Benützung solcher Gedanken und Praktiken durch etwaige künftige Gegner Deutschlands und durch alle Vertreter anarchistischer Bestrebungen im In- und Ausland. Solche Kräfte dürfe man nur entfesseln, wenn (wie damals bei Gneisenau) genug starke sittliche Gegenhalte im Staats- und Menschengefüge vorhanden wären, was in der Gegenwart nicht mehr der Fall sei. (Er bewertete jeglichen Partisanenkrieg als Untergrabung der letzten ritterlich-menschlichen Kampfesregelung und sagte später, bei

²⁵ Gersdorff berichtet, daß er zu seinem Besuch die Ermächtigung mitnahm, „gegebenenfalls die Karten der ganzen Verschwörung aufzudecken und Briefe von „Goerdeler und Popitz, die politische und wirtschaftliche Angaben enthielten, vorzulegen“. Manstein, in der Grundauffassung einig, lehnte die Herausstellung seiner Person ab. Da er jede politische Betätigung von sich wies und wegen der Haltung des Heeres Bedenken gegen einen Staatsstreich äußerte, unterließ der Abgesandte Kluges eine weitergehende Einweihung. Er schreibt: „Das wichtigste war die Feststellung, daß Feldmarschall von Manstein für den Fall eines gelungenen Staatsstreiches voll zur Verfügung stehen würde, und das war gewährleistet.“ (in: R. Pechel, Deutscher Widerstand, Zürich 1947, S. 160 ff.)

Beck hatte sich im Sommer 1942 in einem eindringlichen Brief an Manstein gewendet, Wiedergabe daraus bei Schlabrendorff, (Offiziere gegen Hitler, 2. Aufl., 1950, S. 160). Mansteins Entgegnung: „Ein Krieg sei so lange nicht verloren, als man ihn nicht selbst verloren gebe.“ IMT XII, S. 264. Einen anderen Brief Becks an Manstein Ende November 1942 erwähnt Goerdeler, s. Ritter, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart 1956, S. 349. – Manstein gibt in seinem Buch, Verlorene Siege, zu diesen Vorgängen keine Aufschlüsse.

H. Kaiser schreibt nach Stalingrad am 20. Februar 1943 in seinem Tagebuch über die Generale, die sich verweigerten: „Der eine will handeln, wenn er Befehl erhält, der andere befehlen, wenn gehandelt ist“ (s. Anm. 19).

²⁶ So nach einer Erinnerung von Fahrner, der Stauffenberg bald nach seinem Besuch bei Manstein gesprochen hat.

Churchills Partisanenorganisationen und Unterstützungen auf dem Balkan und insbesondere in Griechenland, den Rückschlag auf den Urheber voraus, wie er dann auch eintrat).“²⁷

In zwei Berichten aus dem Oktober 1942 begegnet man Claus Stauffenberg im Hauptquartier in Winniza. In dem einen²⁸ findet man dargestellt, wie vor etwa 40 Generalstabsoffizieren unter dem Vorsitz des Obersten von Altenstett zwei Vorträge stattfanden über die deutsche Agrarpolitik in den besetzten Ostgebieten und über die europäische Ernährungswirtschaft. Nach dem Schluß des einen Referats meldete sich der Major Stauffenberg zum Wort und sprach etwa eine halbe Stunde, wobei er, wie der eine der Vortragenden später berichtete, in glänzender Rhetorik seine für ihn damals sehr überraschende Stellungnahme zur deutschen Ostpolitik zum Ausdruck brachte. Stauffenberg führte dabei, wie der Bericht sagt, etwa folgendes aus: „Er, der sich für den Truppeneinsatz im Osten verantwortlich fühle, sehe mit Schrecken, welchen verhängnisvollen Kurs die deutsche Ostpolitik steuere. Wir säten einen Haß, der sich einstmals an unseren Kindern rächen würde. Wenn man die Lage des Truppeneinsatzes betrachte, so sei es vollständig klar, daß der Krieg im Osten nur gewonnen werden könne, wenn es uns gelänge, die dortigen Menschen für uns zu gewinnen. Er sei daher besonders interessiert an meinen Ausführungen, aus denen er entnehme, daß man wenigstens auf dem Gebiet der Agrarpolitik in dieser Richtung einiges tue. Im übrigen sei unsere Ostpolitik nur dazu angetan, uns die Menschenmassen im Osten zu Feinden zu machen. Es sei ein Skandal, daß zu einer Zeit, in der Millionen von Soldaten täglich ihr Leben in die Schanze schlugen, sich unter den führenden Männern niemand finde, der den Mut habe, sich den Helm aufzusetzen und dem Führer diese Dinge ganz offen zu sagen, auch auf die Gefahr hin, daß er das mit seinem Leben bezahlen müsse.“ Der Berichtende setzt hinzu: „Ich habe mir diese Begebenheit deswegen so gut gemerkt, weil mich diese Ausführungen Stauffenbergs in dieser Zeit, wo niemand ein offenes Wort im größeren Kreis wagte, sehr stark beeindruckten, zumal sie mit einer solchen Überzeugungskraft vorgetragen wurden, daß man gewiß war, Stauffenberg selbst würde den Mut aufbringen, den er von den führenden Männern forderte. Ich war völlig überrascht, daß es in einem Kreise von Generalstabsoffizieren möglich war, so offen zu sprechen, und noch mehr überrascht, daß der Leiter dieser Veranstaltung diese kritischen Äußerungen Stauffenbergs nicht zurückwies, sondern erklärte, so wie er dächten sie alle.“

Der zweite Bericht²⁹ schildert einen persönlichen Besuch bei Stauffenberg um

²⁷ Fahrner, s. Anm. 13. Wenn man diese Äußerungen mit denen über die Generale (s. S. 242) zusammenhält, so wird man gewahr, wie hoch Stauffenberg, der angeblich den Soldateneid eines neuen Heeres gefährdete, die Verantwortung des Soldaten und besonders des Offiziers gesehen hat.

²⁸ Professor Otto Schiller, Landwirtschaftliche Hochschule Hohenheim, persönlicher Bericht.

²⁹ Erwin Colsman, persönlicher Bericht. Colsman war Oberst d. R., geliebtes Haupt einer großen Familie und einer im Familienbesitz erbenden Tuchmanufaktur im Rheinland. Claus Stauffenberg stand in einem nahen Verhältnis zu ihm und hat mit ihm oftmals Fragen be-

diese Zeit. Ein Barackenraum, in dem er wohnt, Tisch, Bett, Kommode, darauf das Bild der Frau und der Kinder, ein Buch und einige abgerissene Blätter. Herzlicher Empfang. Bald ist das Gespräch bei dem Bewegendsten. Stauffenberg gibt mit nüchterner Klarheit einen Abriss der Lage (kurz zuvor ist Halder als Chef des Generalstabs entlassen worden). Er hält die Entschlüsse, die in diesen Wochen gefaßt oder nicht gefaßt werden, für entscheidend im ganzen Krieg und bemißt die Aussichten: sie sind schlecht, da Hitler nicht mehr von sich selber los kann und die militärische Führung sich jedem seiner Gebote fügt. Am Abend ist der Besucher mit in einem größeren Kreis jüngerer Offiziere. Aus mancherlei Gesprächen wächst unbeabsichtigt – der Graf sitzt leicht gelehnt auf der Tischkante – eine jener Stauffenbergschen Einzelreden hervor, die ohne Plan und augenblicksgeboren, oft sich überstürzend, doch immer wie ein mächtiger Anruf wirkten, desto packender, weil er in reiner Hingabe und ohne jede persönliche Ehrsucht sprach. Man hatte Unmut und Überdruß an der Arbeit im Hauptquartier geäußert und sich an die Front gewünscht, um von alledem nichts mehr zu wissen. Stauffenberg ließ eine solche Haltung nicht gelten. Was sie sich als zur Führung berufene Offiziere dächten! Was sei das für ein falscher Heroismus für sie, „in treuer Pflichterfüllung“ wie hunderttausend sich am Feind totschießen zu lassen – es sei nur feiges Ausweichen und nicht besser, als wenn sich Marschälle mit Gehorsamspflicht und „Nur-Soldat-Sein“ entschuldigten. Ganz anderes sei nötig. Wen Amt und Ehre in einen führenden Rang rücken, der komme an einen Punkt, wo Mann und Aufgabe zusammenfallen und keine anderen Rücksichten mehr gälten: er habe für den Sinn des Ganzen zu stehen. Wie wenige verhielten sich so oder empfänden auch nur die Notwendigkeit: Bürger, Pfründner, Teppichleger im Generalsrang. Man beziehe sein Einkommen, tue seine „Pflicht“, vertraue auf den Führer und freue sich auf den Urlaub – auf wen sollte das Vaterland denn noch bauen? Wie der Berichtende sich erinnert, sagte Stauffenberg in diesem Gespräch die Verse von der Toten Zurückkunft, beginnend:

„Wenn einst dies Geschlecht sich gereinigt von Schande,
Vom Nacken geschleudert die Fessel des Fröners . . .“

Das Jahr 1942 endete für Stauffenberg, wie aus zwei Berichten hervorgeht, mit tiefer Verzweiflung. Seine ganzen Versuche während des Sommers und Herbstes, ein gemeinsames Eingreifen verantwortlicher Heerführer gegen Hitler zu erreichen, waren ohne Erfolg geblieben, und auch die letzte Hoffnung, aus der freventlich heraufbeschworenen Notlage der Sechsten Armee in Stalingrad einen gemein-

sprochen, die ihn als Offizier bewegten. Er fand bei ihm ein begründetes, nie leichtfertiges Urteil, ein Wissen um Ehre und Verpflichtung und einen großen Vaterlandssinn. Der Verfasser hat dem nunmehr Toten († 1962) viel an Vergegenwärtigung aus seinem Zusammensein mit Stauffenberg zu verdanken. Gedichtzitat aus „Das neue Reich“ von Stefan George. Einen Besuch bei Hitler in Winniza kurze Zeit zuvor (Ende August 1942) schildert Sauerbruch, a. a. O., S. 542. Köstring erinnerte sich aus der gleichen Zeit in Winniza eines heftig geäußerten „Ich hasse den Führer, ich hasse das ganze Gesindel um ihn“ aus einem Gespräch mit Stauffenberg. Colsman legte Wert darauf, zu betonen, daß Claus St. sich nicht an einer zu leichten Verächtlichmachung Hitlers beteiligt habe: „Stauffenberg betrachtete Hitler als gleichwertigen Gegner.“

samen Schritt der Generale und die Weigerung zu erreichen, weitere Befehle von Hitler entgegenzunehmen, war gescheitert. Wie es in dem einen Bericht heißt, war Stauffenberg „nun völlig von der nicht mehr zu vermeidenden Katastrophe überzeugt und tief niedergeschlagen“.

Als im Januar 1943 die turnusgemäße Versetzung an die Front die Zeit im Hauptquartier beendete, hörte man ihn sich äußern: „Es wird Zeit, daß ich hier verschwinde“ – er hatte sich in diesen Monaten mit seiner offenen Sprache so weit vorgewagt, daß es nötig schien, eine Zeitlang aus der Schußlinie zu kommen. Er sagte die Entwicklung in Afrika so voraus, wie sie eintrat⁹⁰. Aus Tunis sandte er dem Chef des deutschen Generalstabes Zeitzler, dem er sein mutiges Verhalten gegen Hitler in der Stalingradkrise hoch anrechnete, einen unverblühten und, wie er zu Freunden sagte, „vernichtenden“ Bericht. In seiner Umgebung ließ er keinen Zweifel, daß er das Verhängnis nicht in den Umständen oder in der Stärke des Gegners, sondern allein in der Person Hitlers sehe. Die bald erfolgende Verwundung brachte ihn dem Tod nahe, die Aufgabe, für die er sich verantwortlich fühlte, ließ ihn unerwartet genesen. Sie führte ihn mit seinem Bruder Berthold nahe zusammen.

Berthold Graf Schenk von Stauffenberg tat als Marineoberstabsrichter in der Seekriegsleitung in Berlin seinen Dienst.

Nach den gemeinsamen Jugendjahren in Lautlingen und Stuttgart hatte er sich auf der Universität neben vielen anderen Dingen, die ihn beschäftigten, dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften zugewandt mit dem Vorhaben, sich später dem diplomatischen Dienst zu widmen. Die Arbeit schien bei ihm, wie zwei ehemalige Mitstudierende meinen, durch eine angeborene Leichtigkeit in der Aneignung von Sprachen und Paragraphen nie mühevoll; beide berichten im gleichen Sinn, wie man ihn fast mit Neid, den er selber nicht kannte, mit gelassenen Schritten, sich leicht in den Schultern wiegend, schlank und frisch vom Reiten daherkommen sah, wenn sich die anderen beim Repetitor geplagt hatten.

Über den Eindruck, den der 19jährige bei einer ersten Begegnung hinterließ, sagte die schon genannte Schilderung von Ludwig Thormaehlen: „In leichter Welle lag es (sein tiefschwarzes Haar) über der freigewölbten, auch noch die Biegung der Schläfen formenden Stirn. Diese war offen und klar und erweckte den Eindruck müheloser Festigkeit des Wesens. Die Wangen erschienen archaisch: ohne Furchung, ohne empfindsame Linien. Das Untergesicht wies das lebenskräftig vordrängende ‚Gehege der Zähne‘.“ Später heißt es: „Eine so dichte, sichtbare Vereinigung von Hoheit und Herz, von Intelligenz und Geist, Gelöstheit und Forderung war mir noch nicht begegnet“, und Thormaehlen sagt über das Verhältnis zu George: „Berthold Stauffenberg kann kaum als Schüler oder Jünger Georges bezeichnet werden. An ihm war schon vom Augenblick seines Auftretens an nichts

⁹⁰ KB 373, 395. Vgl. auch KB 293 und die Aussage von Hagens vor dem Volksgerichtshof (Anm. 23).

mehr zu bilden, nichts zu erziehen. Sollte von dem etwas nötig gewesen sein, so war es vorher durch die Wirkung von Dichtung, durch die Werke Georges geschehen. Seinsart und Wesenheit von der Bestimmtheit und naturhaften Echtheit, wie sie sich in Berthold von Stauffenberg kundtat, empfand der Dichter als *sui generis*, als gleichen Ranges . . . Berthold war es, der dem jüngeren Bruder Rückhalt und Bestätigung bot.⁸¹

Nach seinem Referendarexamen und der geforderten praktischen Ausbildung am Amtsgericht und in der Verwaltung ging Berthold von Stauffenberg nach Berlin ans Institut für Völkerrecht (Kaiser-Wilhelm-Institut) zu Viktor Bruns und schrieb etwas später eine auch im Ausland beachtete Dissertation über die Rechtsstellung der russischen Handelsvertretungen. 1931 kam er mit 26 Jahren durch den Greffier der Cour, den Bruder des Dag Hammarskjöld, berufen, als redigierender Sekretär an den Internationalen Gerichtshof im Haag. Er hat dort den umfangreichen Kommentar zu den Satzungen des Gerichtshofs verfaßt: „Ein fundamentales Werk, das auch nach der Gründung des Internationalen Gerichtshofs der Vereinten Nationen seine Bedeutung nicht eingebüßt hat, da die Satzung dieses Gerichtshofs mit nur ganz wenigen Abweichungen die Satzungen der alten Cour Permanente wiedergibt“ (Makarow). 1934 kehrte er an das Institut in Berlin zurück, dessen Mitglied er bis zuletzt geblieben ist und an dessen Veröffentlichungen, den „*Fontes iuris gentium*“, er einen gewichtigen Anteil gehabt hat. Auf häufigen Reisen sah er das außerdeutsche Europa. Er gab selbst Veröffentlichungen in französischer und englischer Sprache heraus, die er geläufig sprach, und er war des Italienischen und Russischen so weit kundig, um die Rechtsquellen in beiden Sprachen zu lesen. Sein besonderes Gebiet wurde das Kriegsrecht. Eingehend haben ihn das Seekriegsrecht, eine deutsche Prisenordnung und Thesen über die Luftkriegführung beschäftigt. Bei Beginn des Krieges wurde er als Berater in Fragen des Völkerrechts zur Seekriegsleitung eingezogen. Seine dienstliche Aufgabe führte ihn regelmäßig mit den Männern des Auswärtigen Amtes, öfters auch mit Vertretern neutraler Mächte zu Verhandlungen zusammen. Diese Mittelstellung zwischen Seekriegführung und Politik erlaubte ihm einen Umblick in der Gesamtlage, wie er in rein militärischen Diensten nicht leicht zu erlangen war. Bei seinen Beurteilungen sprach er nüchtern als ein Mann, der weiß, daß auch beim Gegner ebenso Vernunft wie Wahn am Werke sind und daß auch er das Beste für sein Land erreichen will. Er wirkte in der Seekriegsleitung, ob geschätzt oder umgangen, wie ein unbestechlicher Maßhalter, der bei der täglichen Lagebesprechung selten das Wort nahm, dann aber kurz und klar eine feste eigene Stellung vertrat und, ohne daß er sich ereiferte, jedes Schwanken in einer Rechtsentscheidung aufhob. Die Aufgabe war nicht leicht, in der Härte eines schweren Krieges den Einbruch einer roheren Sitte auf den Meeren hintanzuhalten. Selten werden die von Stauffenberg Begünstigten etwas von dem Urheber erfahren haben, wie etwa die hungernden Griechen, denen nur durch seine mühevoll geleistete Fürsorge die aus Amerika entsandten Kornschiffe des Roten Kreuzes

⁸¹ Ludwig Thormaehlen, a. a. O., S. 215 ff.

zugeleitet werden konnten^{31a}. Im Umgang mit Kameraden fiel auf, daß er sich nie am „Schimpftisch“ beteiligt und daß man von ihm nie ein gehässiges Wort gegen Hitler gehört habe³².

Berthold von Stauffenberg hatte nichts Werbendes in seiner Gebärde, das auf den anderen einging und mit ihm etwas wollte. Aber er hätte auch nie zu befehlen brauchen, so sagt einer, der viel mit ihm umging: man habe schon vorher das getan, was er gewollt habe. Mancher hätte aus dem Fachwissen, das er besaß, mehr gemacht als er – aber er bedurfte dessen nicht, um ganz der zu sein, der er war und bei dessen Zuhören allein sich schon für manchen entschied, was eine Sache wog und wert war. Man wußte in seiner Umgebung, daß er noch in einer anderen Welt stand und daß ihm die Kenntnis des Metiers nicht das Höchste bedeutete. Er sprach von der geistigen Welt, in der er lebte³³, kaum, aber man fand sie in ihn eingegangen und wirksam in seiner ganzen Art, sich zu geben und sich zu äußern.

Man vernimmt etwas davon im Bericht eines seiner Mitoffiziere³⁴: „Ich habe Berthold von Stauffenberg nur kurz gekannt, außerhalb seiner und meiner Sphäre. Wir trafen aufeinander in der fremden Welt des Krieges. In den großen Führungsstäben vereinsamte und verstummte man vor lauter Kameraden. Um so offener war man einer wirklichen Begegnung, um so freudiger bereit zur Freundschaft.“ Er schildert ihr fortstürmendes Ausschreiten in den Freistunden, bei dem sie oft nur lange zusammen schwiegen und aufs Wild lauschten, ihre Bäder im Waldsee,

^{31a} Vgl. Conrad Roediger, Die internationale Hilfsaktion für die Bevölkerung Griechenlands im Zweiten Weltkrieg, in dieser Zeitschrift 11 (1965), S. 49–71.

³² Darstellung von fachlicher Seite zu Berthold St.: Nachruf von Strel in der „Zeitschrift für ausländisches öffentliches und Völkerrecht“ Band XIII (1948) S. 14–16, Prof. A. N. Makarow in der „Friedenswarte“ (Zürich), Dez. 1947.

³³ In Berthold Stauffenbergs Dienstzimmer hat die Staatspolizei, als sie nach dem Zwanzigsten Juli seine Schreibtischschublade nach verräterischen Papieren durchforschte, ein offenbar von ihm mitkorrigiertes Manuskript mit Homerübersetzungen und das Manuskript einer Lebensbeschreibung der Könige Agis und Kleomenes aus der Spätzeit Spartas gefunden. Auf die Homerübersetzung bezieht sich auch der in Anm. 35 genannte Bericht von Thiersch. Er schreibt in seiner Erinnerung an Berthold Stauffenberg: „Ich sah ihn das letztmal in den ersten Julitagen, während er, wie ich wußte, intensiv mit den Vorbereitungen zu dem in Kürze erwarteten Staatsumsturz beschäftigt war. Er hatte mich mit einem Freunde von der Bahn abgeholt und war von echter, innerer Heiterkeit, wie es sich auch in seinen gelassen-vornehmen Bewegungen und dem leichten Gang aussprach. Wir saßen unter dichten Schatten einer Kastanie auf der hohen Terrasse des Hauses in Wannsee, fast wie im Wipfel des Baumes, und beschäftigten uns mit einer Übertragung der Odyssee in ganz diesem Werk gewidmetem Gespräch. Seine Bemerkungen waren sparsam: mit welcher Sicherheit fand er die Stellen, die der einfachen homerischen Gebärde noch nicht entsprachen und sie vielleicht ‚poetisierend‘ wiedergaben, wie gelang es ihm oft, durch Ausschöpfen einer Nuance aus dem Griechischen den dichterischen Klang eines Verses zu heben. Da er am Mittag wieder zu seinem Amt zurückkehren mußte, begleiteten wir ihn zum Bahnhof. Als sich der Zug langsam in Bewegung setzte, lehnte er sich leicht aus dem Fenster. Seine dunklen Augen leuchteten zugleich ruhig und lebhaft – es schien wie unbewußt die Ahnung eines unabwendbaren Schicksals und eines letzten Blicketauschens darin zu liegen. Er winkte uns zum Abschied, und wir sahen noch lange die Gebärde seiner schlanken Hand.“

³⁴ K. Bauch, Professor in Freiburg, unveröffentlichte Niederschrift.

ihre Gespräche und des anderen Erscheinung. Er sagt von ihm, daß er die Würde und Verpflichtung eines alten Namens empfunden habe, dabei aber völlig frei von feudaler Romantik gewesen sei. „Seine Natur war exklusiv, aber nicht im gesellschaftlichen Sinne. So war sein Auftreten: er kannte die Spielregeln, aber er wirkte nicht eigentlich gewandt. Noch war an ihm etwas von einem großen Jüngling, schlicht, eckig, gutmütig, abwartend . . . Mancher hatte es aufgegeben, ihm näherzukommen, weil er sich so gar nicht um die Unterhaltung bemühte. Wenn er etwas sagte, hatte es seine einfache, runde Form, und es war immer etwas Eigenes. Nur was aus ihm selbst kam, war ihm sagenenswert. Sein Sinn für Eigenart ertrug eher das Kauzige als das Konventionelle. Gesammelte Ruhe war ihm das Wesentliche, hier entstand für ihn das Schöpferische und Große ebenso wie das Behagen und das Genießen.“ Der andere findet an ihm bezeichnend, daß er „weder als Süddeutscher noch in seinem Beruf, noch als Graf, noch als Katholik Partei war“, und fährt fort: „In dieser Freiheit war er nicht nur ein geistiger, er war auch ein musischer Mensch. Für ihn war die Kunst eine Wirklichkeit. Er hatte Auge und Urteil für die bildende Kunst, er liebte die große alte Musik, aber er lebte aus der Dichtung. Hier war der Boden, in dem er wurzelte, hier standen für ihn die großen Bilder und Normen. Mochte er manchem unentschlossen, untätig, ungesellig, unzugänglich, ungespannt, unbiegsam erscheinen, hier war die Begründung und Notwendigkeit seiner Gelassenheit und Ruhe, seiner Schlichtheit und Zurückhaltung, seiner Geradheit und Hartnäckigkeit. Aus allen Reichtümern und Lasten seines Erbes, aus den Kräften und Schwächen seines Wesens, aus dem Glanz und Schicksal seiner Erscheinung erwuchs diese innere Freiheit, die sich nur an das Höchste bindet, dieser Sinn für das Große und Vornehme, dies geheime feierliche Pathos, das über bloße Betrachtung hinaus sich verpflichtet zum Völligen und Letzten.“

Ein anderer, der Berthold Stauffenberg in dieser letzten Zeit erlebt hat, gibt auf Befragen diese Schilderung³⁶: „Ich zögerte lange, ehe ich Ihnen Antwort gebe auf Ihre Frage, was mir von den Begegnungen mit Berthold Stauffenberg in der Erinnerung haften geblieben ist. Ich versuchte, ein Bild von ihm zu entwerfen, und bemerkte bald, wie wenig ein noch so genaues Abschildern seiner Erscheinung und seiner Gesten sein Wesen trifft, das mir so lebhaft vor der Seele steht. Wie wenig gibt von ihm, wenn ich von seiner schlanken, schönen, hohen Gestalt berichte, von seiner Haltung, die so gar nichts Gewolltes, Posenhaftes, eher etwas Sprödes, manchmal fast Ungewandtes hatte – ich wüßte niemand, der sich so der Beschreibung entzöge bei starker Ausprägung und Einzigkeit seines Typs. War das Wesen seines Bruders Claus reiche, drängende Kraft, die nach außen strahlen mußte, so schien das seine ganz nach innen gerichtet. Und hier spürte man seinen lebendigen Reichtum, keinen angesammelten, sondern von Geburt und Wachstum her vorhandenen Reichtum, vielleicht durch das günstige Geschick großer menschlicher Begegnungen zu solcher Fülle gediehen. Aus diesem Wesen, diesem Blut schien er

³⁶ Brieflicher Bericht von Urban Thiersch, Bildhauer in München, an den Verfasser.

auch die Fragen, die an ihn drangen, mit der unerbittlichen Sicherheit, einem Prüfstein gleich, fast wie ohne Überlegung zu beantworten, ja, er vermochte, allein durch sein Dasein die Antwort zu geben.“

Während des Sommers 1943 ist Claus Stauffenberg mehrfach von seinem Bruder in München besucht worden. Im August kann er das Lazarett verlassen. Das linke Auge fehlt, ebenso die ganze rechte Hand, an der linken sind Mittelfinger, Zeigefinger und Daumen erhalten. Die Wunden an den Beinen sind ohne Versteifung geheilt. Mit den verbliebenen Fingern hatte er inzwischen leidlich schreiben gelernt, er kleidete sich selbst, indem er sich mit den Zähnen half, jeder freundlich beispringenden Hand unter Lachen mit einer Tatze wehrend. Seine kühner ausgreifenden und werfenden Bewegungen, mit denen er wie selbstverständlich die Behinderung überwand, schienen seiner Natur anverwandt. Trotz aller schweren Einbußen war er heil und ganz, kein Bruch war geblieben. Wuchs und Ausdruck waren wie mit einer neuen Stofflichkeit gesättigt, die lastend und fast bedrohlich wirken konnte. Aber die Gelassenheit und sprühende Frische von früher trat mitreißend hervor, sobald Stauffenberg zu reden anfang – er war frei von der Bitterkeit des fanatischen Versehrten³⁶.

Um den 10. August ist Stauffenberg zu einem geheimgehaltenen Aufenthalt in Berlin, wo er Olbricht und Tresckow begegnet. Es wird verabredet, daß er nach seiner Wiederherstellung am 1. Oktober bei Olbricht eintritt. In der zweiten Augushälfte und zu Anfang September sind die beiden Brüder in Lautlingen zusammen. Man weiß von ihren täglichen, oft mehrstündigen Gängen durch die heimatliche Landschaft, auf denen sie ohne Zeugen sprechen konnten. In der letzten Woche ihres Aufenthalts ist Rudolf Fahrner hinzugeladen. Er hat berichtet, daß die Gespräche zu zweien und dreien sich um viele prinzipielle Fragen einer neuen Staatsordnung, politische, religiöse, wirtschaftliche, soziale, bewegt haben, und führt als Beispiele für solche besprochenen Fragen an:

„Wie menschliche Existenz auch im Staat ohne Bindung an Göttliches nicht gedeihen könne, und daß man niemand, der diese Bindung noch in den christlichen Kirchen fände, stören oder beeinträchtigen dürfe,

wie man gewachsene Lebensformen und Lebenssitten nicht durch auf Vorteile berechnete Konstruktionen ersetzen könne, weil bestimmte Dinge des Wachstums bedürfen,

³⁶ Anni Lerche, Sekretärin bei General Olbricht in der Bendlerstraße, zeichnet in einer unveröffentlichten Niederschrift vom 20. April 1946 auf: „Eines Tages erzählte er (Stauffenberg) mir, er sei kv. Ich glaubte es ihm nicht und einige Tage später legte er mir vom Truppenarzt eine Bescheinigung vor mit dem Vermerk ‚kv‘. Tatsächlich hatte er es geschafft und der Arzt hatte ihm auf sein Drängen seine kv-Bestätigung ausgeschrieben. Man hatte auch wirklich stets den Eindruck, einen völlig gesunden Menschen vor sich zu haben. Als ich ihm einmal sagte, er müsse an sich denken und sich für die Hand eine Prothese machen lassen, sagte er nur lachend: ‚Ach, ich habe dazu jetzt keine Zeit. Das mache ich einmal später.‘ Dieser Mann in seiner grenzenlosen Bescheidenheit dachte immer nur an das geliebte Vaterland.“ Der Truppenarzt der Bendlerstraße (Carpentier) war Mitwisser und hat, wo er konnte, geholfen.

wie es möglich sei, unter Menschen eines Volkes ein freies Verhältnis zu den mit Notwendigkeit sich immer wieder ergebenden Unterschieden an Stellung, Besitz und Ansehen zu begründen,

inwiefern Einigung unter den Völkern schon in den Völkern vorgegeben seien und vielleicht gerade spruchreifer als je, wenn sie von den jeweils Regierenden nicht hintertrieben, sondern gefördert würden, daß sich zum Beispiel die Gegensätze zwischen den europäischen Völkern in der Weise von Stammesgegensätzen austragen und fruchtbar machen ließen,

wie man geeignete Kräfte aus allen Schichten zu Regierenden gewinnen könne: ob und wie es möglich sei, eine Volksvertretung in Deutschland vielleicht auf ganz andere Weise als durch politische Parteien bisheriger Art zu begründen, etwa aus den politischen Realitäten von Gemeinden, Berufsgruppen und Interessengemeinschaften, die dann im Parlament öffentlich für sich selbst einstünden und nicht durch Behandlung von Parteien mit Eigeninteressen oder durch Handel mit solchen Parteien ihre Ziele umwegig verfolgten,

daß das Verhältnis von Unternehmern und Ausführenden in ihrer gemeinsamen Arbeit, in ihrer gemeinsamen Verantwortung gegenüber dem Ganzen und gegenüber der Menschlichkeit des Menschen zu begründen sei,

über das Verhältnis von Technik, Industrie und Wirtschaft zum Staat: daß sie bei aller ihrer Bedeutung eine dienende Rolle spielen müssen, nicht eine wissenschaftlich und systematisch Bedürfnisse erweckende und damit Menschen beherrschende,

über die Kraft, die von freiwilligem Verzichten ausgeht: wie eine freiwillige Teilung des Großgrundbesitzes, die von den Besitzenden ausginge (dazu zeigten sich Ansätze), ein wirkungsreiches Beispiel geben und zu neuen sozialen Wirtschaftsformen führen könne,

daß die führend Tätigen bei ihrem Erwägen und Handeln der Teilnahme von nicht Amtsgebundenen, von unabhängigen Geistern bedürften, wie frühere einsichtige Regierende sie auf mancherlei Art um sich versammelt haben,

wie vorsichtig man mit Fixierungen und Dogmatisierungen sein müsse, da es immer darum ginge, in gegebenen Verhältnissen und mit gegebenen Menschen Möglichkeiten der Entfaltung zu eröffnen und offen zu halten.³⁷

Der Bericht schließt mit den Sätzen: „Die zu erwartende Lage nach dem Sturz Hitlers und nach der vorauszusehenden Niederlage im Kriege schien uns lange nicht dagewesene Möglichkeiten zu großen, nicht nur selbstsüchtigen Entschlüssen auch der Vielen, zur Verwirklichung neuer Ideen und zur Durchführung von Wandlungen vieler Art zu versprechen. Es galt sie zu benützen.“³⁷

Am 10. September soll die von den Ärzten schon um vier Wochen verschobene Sauerbruch-Operation stattfinden, die die Möglichkeit gibt, Stauffenberg eine Kunsthand an den Stumpf seines rechten Armes anzugliedern. Am 8. September wird die Kapitulation Italiens bekannt. Am 9. September – es ist der Tag, an dem die alliierten Kräfte bei Salerno Fuß fassen – sagt Stauffenberg zum Erstaunen auch

³⁷ Fahrner s. Anm. 13.

seiner nächsten Angehörigen die Operation plötzlich ab, schiebt alle gedachten Schonungen und Besserungen, ohne sich zu erklären, beiseite und fährt nach Berlin. Er läßt aussprengen, durch eine neue Splittereiterung sei der Eingriff wieder verschoben worden und ihm sei die Geduld gerissen.

Der wahre Grund für den raschen Aufbruch scheint neben der vorandrängenden politischen Entwicklung die Nachricht gewesen zu sein, daß Tresckow unerwartet noch einmal für einige Wochen in Berlin sein konnte. Stauffenberg nimmt Wohnung bei seinem Bruder Berthold in der Tristanstraße in Wannsee. Er verbringt die drei Septemberwochen offiziell im Genesungsurlaub. Hinter diesem Urlaub aber verbirgt sich eine Zeit stärkster Anspannung: Plan- und Vorbereitungsarbeit für die Erhebung.

PAUL GRAF YORCK VON WARTENBURG

GEDENKREDE ZUR EINWEIHUNG DER STAUFFENBERGKAPELLE¹

Diese Kapelle ist den Manen von Berthold und Claus Graf Schenk von Stauffenberg gewidmet, und sie soll zugleich das Andenken all der braven Soldaten wachhalten, die aus dieser Gemeinde in zwei Weltkriegen gefallen sind.

Die Heimat will ihre Söhne bergen, die, wie Strandgut verschlagen, unter fremden Himmeln, in fremder Erde ruhen und keine Stätte fanden, da die Liebe sie suchen kann. Die Heimat will, was von ihnen blieb, will die Namen dem Gedächtnis der Kommenden bewahren und diesen Namen eine Stätte geben. Die Heimat will vereinen, was das Leben zerriß und was der Tod trennte. Und so vertraut sie diese Namen dem Heiligtume Dessen an, der sie alle beim Namen nannte und der sie damit zu seinem Eigentum machte, Ihm, der da sprach: „Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein.“

Eine Zuflucht unter den ewigen Armen will diese Kapelle ihnen allen sein. Für den Glaubenden sind hier Geburt und Tod ineinander beschlossen, geschichtliches Geschehen ist entmachtet.

In dem Überschreiten des Irdischen in die Wirklichkeit Gottes hinein findet der Beter die Erlösung aus aller Schuldverstrickung, und über der Sinnverlorenheit des Daseins, der Vergangenheit des Weltgeschehens vermag er einfachhin die Hände zu falten.

Vermöchten wir als Volk uns betend der Gnade zu überlassen, wir bräuchten uns nicht auf andere Weise mit unserer jüngsten blutrünstigen Vergangenheit auseinanderzusetzen. Aber in unserer heillosen Verirrung können wir nicht hoffen, zu dem eigentlichen Mysterium dieser Stätte vorzudringen, um inne zu werden, wie das bewußte Lebensopfer des Menschen angenommen wird und eingeht in das ewige Opfer von Golgatha. Dieses tiefere Geheimnis, es bleibe unangetastet. Vernehmen wir aber desto deutlicher die zeitliche Aussage dieses Ortes.

Vor uns, vor unserem Volke, steht ein Mahnmal. Um unseretwillen steht es da und um derer willen, die nach uns sind. Die Männer, denen es gilt, sie bedürfen des Steines nicht, ihren Ruhm zu künden. Sie haben sich selbst unsterblich gemacht. Überall, wo es die Freiheit gilt, wird der Name Stauffenberg den Kämpfern leuchten.

Uns aber ermangelt der einfache große Sinn der Alten, die Harmodios und Aristogeiton zu Ehren der Tempel erhoben und ihnen ein Preislied zu singen wußten, das nun schon fast drei Jahrtausende fortklingt.

Skeptisch und gebrochen in unserem Lebensgeföhle wie in unserem Urteile sind wir unfähig geworden, das Erhabene einfachhin zu verehren. Um der eigenen Recht-

¹ Gehalten am 20. Juli 1957, abgedruckt im Staatsanzeiger für Baden-Württemberg, Nr. 55 vom 24. 7. 1957.

fertigung willen, die eigene Schande zu bemänteln, ziehen wir in Zweifel, was letzter, gültigster Ausdruck der Liebe zum Volke, was höchste Selbstverleugnung, was wahre Verantwortlichkeit ist. Wir fliehen förmlich vor solchem Vorbilde zu unserem uns so teuren Mittelmaß, und mit unseren Wenn und Aber, ja noch mit unserem Bemühen um die Lehre der Geschichte töten wir den Geist, der sich im Angesichte der Größe auch in uns entzünden will. Auch der Trauer selbst versagen wir uns, der hohen, ernsten Feierlichkeit eines Gefühls, das uns der kleinen Zwecke überheben, das uns verwandeln könnte, uns von denen Besitz ergreifen ließe, die wir beweinen.

So begreifen wir doch endlich, daß alles Große sich uns verschließt, wenn wir uns ihm nicht in Liebe und Ehrfurcht nahen. Wo Größe uns nicht zur Begeisterung hinreißt, macht sie uns klein. Aber wehe uns, wenn wir das Maß nach uns selbst zurechtschneiden! Das Beste unseres Menschentumes – die Sehnsucht – geben wir dann preis.

Mensch, ziehe die Schuhe aus! Hier ist heiliger Boden!

Unter uns ist das Außerordentliche Wirklichkeit geworden: Menschen aller Stände sind unter dem Anrufe ihres Gewissens aus herkömmlicher Ordnung herausgetreten und haben ihre eigene Verantwortlichkeit für ihr Volk erfahren.

Der Ruf traf sie nicht alle an gleichem Seelenorte: Den einen erschien ihr Herr und Gott und nahm sie in Pflicht; in anderen stand verletzte Ehre, das Erbe der Ahnen auf und trieb sie zur Tat, und andere schließlich fühlten sich durch ihre Bürgertugend gemahnt.

Die Märtyrer, die Paul Schneider und Lichtenberg – sie seien hier für viele genannt –, die Zeugen Jesu Christi und Seiner Herrschaft, sie haben sich ausgeteilt als Samen Seiner Kirche, und ihre Namen stehen im Buche des Lebens neben den großen Namen der Heiligen, die unsere Welt erbeben machen. Was die Kirche unserer Tage mit ihrer Botschaft ausrichtet, was wir mit ihnen anzufangen wissen, daran mißt sich unser Christentum. Vergessen wir auch sie, wie wir so vieles andere vergessen haben, dann schlagen wir die Gnade aus, die uns in ihrem Zeugnis zuteil wird, und um uns wird es wieder dunkel.

Von den Märtyrern der Kirche spricht jedes Gotteshaus; sie sind die gegenwärtige, die unsichtbare Kirche, der mystische Leib ihres Herrn. Aber es ist nicht diese Botschaft, der wir heute lauschen. Wir hören mit dem Namen Stauffenberg laut und vernehmlich den Ruf zur areté, zur Tugend des Staatsbürgers, von der im Dome zu Bologna zu lesen steht: „Virtus non timet, quod facit.“

Montesquieu sagt in seinem „Esprit des lois“: Die Monarchien lebten von der Ehre, die Republiken von der Tugend, die schlechthin die Liebe zum Vaterland sei. An die Liebe zum Vaterlande mahnt uns also dieses Mal. Und indem wir das Wort „Liebe“ aussprechen, wissen wir schon, daß es nichts ist mit unserer Kasuistik, die festlegen möchte, wann der Bruch mit der äußeren Ordnung möglich wird. Die Liebe kennt kein Gebot, sie kennt aber ihre Stunde; und dann überwältigt sie den Menschen so ganz, daß das eigene Ich versinkt und nur noch die unausweichliche Forderung vor der Seele steht.

Bismarck sprach einmal den abgründigen Satz: „Wenn ich nicht gelebt hätte, wären vielleicht einige hunderttausend Menschen nicht gefallen, aber das habe ich mit Gott ausgemacht.“

„Das habe ich mit Gott ausgemacht“ – Moses könnte das gesagt haben, so wirklich wird hier das Gegenüber. Aber zugleich führt uns dieser Ausspruch an eine Grenze menschlichen Seins und vor menschliche Größe solchen Ausmaßes, daß wir erschauernd zurücktreten. Denn wer von uns wollte für sein Volk die eigene Seele zum Pfande setzen?

Er, dessen Andenken wir begehnen, er, der Graf Schenk von Stauffenberg, er tat es, tat es für uns, bewußt und groß – nicht um des Reiches Macht willen wie der Fürst Bismarck – nein, um der Schmach des verirrtten Volkes Einhalt zu gebieten. Auch er hat es mit Gott ausgemacht.

Wer von uns wollte ihm folgen auf seinem traurigen Wege, mit Füßen eilend, Blut zu vergießen? Wer wollte nur dem Gewissenskampfe sich stellen, der solchem Entschlusse vorausging? Wer mit sich selbst so rückhaltlos brechen? Er, der es um Deutschland willen vermochte, er hatte Auge und Arm und Hand im Kriege schon dahingegeben. Nun schied er sich von den Seinen. Nun entäußerte er sich seines Selbstes.

Wer solches auf sich nimmt, weiß, daß er nie mehr zu dem zurückfindet, was einmal war und das Leben ausmachte. Zu den Menschen und ihrem Alltage kann er nicht mehr gelangen. Ihre Scheu antwortet seiner Sehnsucht. Die Einsamkeit ist fortan seine Stätte.

Die Mitwisser seines Vorhabens – sie hatten gut raisonieren: „Ein Pferd, das vor einer Hürde einmal versagt, nimmt sie nicht beim zweiten Male“; sie waren dem Einsamen gleichsam nur in den Vorhof gefolgt; mit den Erinnyen hatten sie sich nicht herumzuschlagen; all ihr Tun setzte seine Tat voraus, die schwarze Tat, die sie ihm allein überließen. So edel sie auch waren, so hoch sie auch standen, – um dieses letzten Verzichtes willen überragt er sie alle.

Noch unter ihnen ist er einsam.

Mit der Helligkeit seines mutvollen Herzens hat er die Dunkelheit seines Anschlages überwunden, und derweilen sie alle sich schon in die Unvermeidlichkeit des Unterganges schickten, durchglühte ihn das Feuer seiner Sendung. Der Geist war wach wie nur je. Er gab nicht auf; er resignierte nicht. Seine Befehle waren präzise, seine Worte voller Kraft. Nach dem, was schon hinter ihm lag, war dieser letzte Kampf eine Erlösung.

Die große Freiheit, die seinen Kameraden zuteil wurde, nachdem sie den ganzen Haß der Knechte hatten auskosten müssen und als Überwinder unter dem Galgen standen – die große Freiheit, er hatte sie schon mit seinem Entschlusse errungen. So war sein Geist frei, und noch im Angesichte der auf ihn gerichteten Gewehrläufe dem Vaterlande zugewandt. „Es lebe das heilige Deutschland!“ waren seine letzten Worte, war sein Vermächtnis an uns.

Dieses Vaterland – beide Brüder hatten es, wie oft, in seinem mystischen Glanze

erschaut und von ihrer Vision erfüllt Hölderlins schmerzvollen Hymnus im eigenen Innern entspringen fühlen:

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
 Du Land des hohen, ernsteren Genius!
 Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
 oft zürnt ich, weinend, daß Du immer
 blöde die eigene Seele leugnest.

In der Wüstenei des nationalsozialistischen Sklavenstaates blieb ihnen dieses Bild vor der Seele, behielt es Wirklichkeit und Kraft, führte es sie zu letztem Wagnis und zum Tode. In Tat und Sterben erfüllte sich je und je gelebte Bruderschaft.

Der Name eines erlauchten Bruderpaares kündigt uns eindringlich dieses versunkene Reich der Deutschen. Der Ruf, den ihr Mund nicht mehr ausstoßen kann, – diese Stätte will ihn weitertragen:

„Deutschland ist Euch anvertraut.“

Sie starben nicht dafür, daß den Verwüstungen des totalen Staates die Verwüstungen der totalen Wirtschaft folgen, der Tanz ums goldene Kalb den Tanz um Moloch ablöse; nicht dafür, daß wir uns bei der Kodifizierung von Menschenrechten beruhigen, aber in unserem Leben, in unseren Beziehungen immer unmenschlicher werden. Sie starben dafür, daß aus uns und in uns das heilige Deutschland sich erbaue, die Sehnsucht eines Jahrtausends Gestalt gewinne.

Was nütze es dem Menschen, – was nütze es einem Volke, so es die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? Haben wir diese Wahrheit nicht alle wie einen Altraum erfahren, die frevle Verachtung des Ewigen nicht angstvoll erlitten, den Blitz erwartend, der uns niederschmettern mußte?

Was ist uns geblieben von dieser Not, was uns geblieben von unserer Sehnsucht? Unser Hochmut hat sich nur ein anderes Gewand zurechtgeschneidert, und die Opfer unserer Ruchlosigkeit sind vergessen.

Mit Denkmälern pflegen wir die unbequemen Mahner zum Schweigen zu bringen. Sie sind anerkannt, amtlich bestätigt – was wollen sie mehr? –

Oh, sie wollen mehr! Sie wollen leben in unserer Trauer, uns verbunden bleiben, Teil unseres Selbst werden. Sie wollen beim Namen genannt, sie wollen ernst genommen werden!

Der Name „Stauffenberg“ ist Scheidewasser.

Für die Einen, die Unbelehrbaren, wird er, wie für jenen General, der Name bleiben, den sie nicht mehr kennen. Für uns aber ist er Auftrag, Verpflichtung, Sendung. Für uns ist er der Inbegriff des ewigen Deutschland, das als mahnendes Bild vor unserer Seele steht.

PETER HOFFMANN

ZU DEM ATTENTAT
IM FÜHRERHAUPTQUARTIER „WOLFSSCHANZE“ AM 20. JULI 1944*

Unendlich viel ist schon über den Umsturzversuch des 20. Juli 1944 geschrieben worden¹, erst zur Klärung der Vorgänge, mit fortschreitenden Jahren aber fast nur noch zur Würdigung, Erinnerung und Beurteilung. So rechtfertigt sich wohl ein neuer Blick auf die tatsächlichen Vorgänge, die selbst heute, nach zwanzig Jahren, noch keineswegs genügend, geschweige denn vollständig geklärt sind.

I

Das sogenannte Führerhauptquartier (FHQu) war eine Einrichtung, die seit Beginn des Zweiten Weltkrieges bestand, und zwar an den verschiedensten Orten. So gab es mehrere Führerhauptquartiere im Westen: „Felsenest“ bei Rodern nahe Münstereifel²; „Wolfsschlucht I“ in Belgien bei Brûly-de-Pesche³; „Wolfsschlucht II“ bei Margival nahe Soissons in Frankreich⁴; „Tannenberg“ auf dem Kniebis im Schwarzwald⁵. Im Osten war das Führerhauptquartier außer in der „Wolfsschanze“ bei Rastenburg eine Zeitlang in der Anlage „Werwolf“ bei Winniza in der Ukraine untergebracht⁶. Ferner gab es einige längere und zahlreiche kürzere Aufenthalte – sie schwankten zwischen wenigen Tagen und mehreren Monaten – auf dem „Berghof“ bei Berchtesgaden und in der Reichskanzlei in Berlin. Während der letzten Monate des Krieges befand sich das Führerhauptquartier ständig in Berlin, freilich schon in fortschreitender Auflösung⁷.

Das FHQu „Wolfsschanze“, in dem das Attentat des 20. Juli 1944 stattfand, lag

* Der nachfolgende Beitrag ist ein Ausschnitt aus einer größeren Arbeit, die der Verfasser im Auftrage der Stiftung „Hilfswerk 20. Juli 1944“ (Frankfurt/M.) unternommen hat und deren Publikation in den kommenden Monaten bevorsteht. An dieser Stelle werden die vorläufigen Ergebnisse der Untersuchungen des Verfassers über die Vorgänge im FHQu zusammengefaßt. Die Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen, haben aber doch schon ein Stadium erreicht, in welchem wohl noch manches hinzukommen, jedoch nur noch unerhebliche Punkte zu modifizieren sein werden.

¹ Dies ist beinahe wörtlich zu nehmen: Die Veröffentlichungen zum 20. 7. 44 und seiner Vorgeschichte, im engeren und im weiteren Sinne, gehen in die Tausende.

² Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab), Band IV: 1. Januar 1944–22. Mai 1945, eingeleitet und erläutert von Percy Ernst Schramm, Frankfurt/M. 1961, S. 1743.

³ Ktb des OKW IV, S. 1744.

⁴ Fritz Frhr. von Siegler, Die höheren Dienststellen der deutschen Wehrmacht 1933–1945, als Manuskript gedruckt im Auftrage des Instituts für Zeitgeschichte, München 1955, S. 109.

⁵ Ktb des OKW IV, S. 1745.

⁶ 16. Juli 1942 bis 1. Nov. 1942 (Ktb des OKW IV, S. 1755).

⁷ Ktb des OKW IV, S. 1754–1755.

in einem Walde, dem Rastenburg Stadtwald, auch „Forst Görnitz“ genannt, etwa 8 km östlich der Stadt Rastenburg in Ostpreußen⁸. Der Wald war auch nach der Errichtung der Gebäude des Hauptquartiers in den Jahren 1941 und 1942 noch so dicht, daß alle Gebäude wenigstens teilweise – von den Zufahrten in einigen Fällen abgesehen – von Bäumen umstanden und so dem Blick weitgehend entzogen waren; Tarnbäume verbargen die Bauwerke auch noch vor dem Einblick aus der Luft. Von der von Rastenburg herführenden Straße aus konnte man sie überhaupt nicht sehen⁹.

Südlich der Straße und Bahnlinie, einige hundert Meter von dem Haltepunkt „Bahnhof Görnitz“ der Nebenbahn entfernt, die Rastenburg mit Angerburg und dem Oberkommando des Heeres (OKH) verband, befand sich der sogenannte Sperrkreis II, der u. a. die Dienst- und Wohnräume des Wehrmachtsführungsstabes (WFSt) und der Lagerkommandantur, ferner ein Kasino, Küchen, eine Kurierstelle und dergleichen enthielt¹⁰. Nördlich der Straße, ungefähr einen Kilometer nach Osten, lag der „Sperrkreis I“ mit den Arbeits- und Wohngebäuden für die oberste Wehrmacht- und Parteiführung – Hitler, Keitel, Jodl, Göring, Bormann, Reichspressechef, Reichssicherheitsdienst (RSD), Persönliche Adjutantur, Leibärzte, Fernsprech- und Fernschreib-Vermittlung, Wehrmachtnachrichtenoffizier (WNO), Stenographischer Dienst usw. Fahrstraßen und Wege verbanden die Baulichkeiten, die in der dichten Bewaldung verstreut lagen¹¹.

Die Gebäude der Sperrkreise waren teils Holzbaracken, teils unterstandartige, halb in den Erdboden eingelassene Betonkonstruktionen oder oberirdische Betonbunker. Dies war der Stand der Dinge am Ende des ersten Bauabschnittes, als das Führerhauptquartier zu Beginn des Rußlandfeldzuges bezogen wurde¹². Jedoch hat die Anlage „Wolfsschanze“ bis zum Ende des Krieges insgesamt drei größere Bauabschnitte erlebt: Den ersten bis zum Beginn des Krieges gegen Rußland, den zweiten in den Jahren 1942 und 1943, den dritten von etwa Februar bis Herbst 1944. Im zweiten Bauabschnitt wurden vor allem zusätzliche Gebäude, in der Hauptsache aus Holz, errichtet, während im dritten Bauabschnitt die vorhandenen Ge-

⁸ Meßtischblatt Rastenburg Nr. 639, Neue Nr. 1994; Walter Warlimont, Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht 1939–1945, Grundlagen, Formen, Gestalten, Frankfurt/M. 1962, S. 187; Ktb des OKW IV, S. 1752–1753. Siehe ferner Anlage I: Zum Lageplan des Führerhauptquartiers.

⁹ Warlimont, a. a. O., S. 187, Konteradmiral a. D. Karl Jesko von Puttkamer, mündliche Mitteilungen an den Verfasser vom 5. 5. 1964, Niederschrift im Besitz des Verfassers.

¹⁰ Ebenda, S. 187–188.

¹¹ Puttkamer (vgl. Anlage I) briefl. Mitt. v. 15. 6. 64. Übrigens wird die Bezeichnung „Sperrkreis“ häufig auch für die um die Gesamtanlage gelegten Sperren, Postenketten, Drahtverhaue und Kontrollpunkte verwendet, so bei Henry Picker, Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941–1942, hrsg. von Percy Schramm [u. a.], Stuttgart 1963, S. 125, und in: „Das Spiel ist aus – Arthur Nebe, Glanz und Elend der deutschen Kriminalpolizei [25. Forts.“, Der Spiegel 4 (1950), Nr. 12, 23. März 1950 (künftig zit. als „Spiegelbericht“), S. 27–28. In dem vorliegenden Beitrag wird als „Sperrkreis“ nur einer der beiden eben angedeuteten Wohn- und Arbeitsbezirke bezeichnet.

¹² Warlimont, a. a. O., S. 187–188.

bäude durch Betonummantelung verstärkt, aber auch um einige neue, ebenfalls mit starkem Betonmantel versehene Unterkünfte vermehrt wurden¹³.

Der „Führerbunker“, auch „Chefbunker“ genannt, war natürlich von Anfang an vorhanden, also seit der ersten Benützung des Hauptquartiers im Jahre 1941; dort wurden die abendlichen und nächtlichen Lagebesprechungen abgehalten, die mittäglichen jedoch im „OKW-Bunker“¹⁴. Während des zweiten Bauabschnittes erhielt der Führerbunker einen Anbau aus Holz, in welchem sich ein Konferenzzimmer befand, das ab November 1942 für Lagebesprechungen benützt wurde¹⁵.

Im Frühjahr 1944, also im dritten Bauabschnitt, erhielt der Führerbunker, der am nördlichen Rande des Sperrkreises I bzw. A (s. unten) lag, samt seinem blockhausartigen Anbau die schon erwähnte neue, etwa 7 m starke Betonummantelung¹⁶. Diese Bauarbeiten waren noch lange über den 20. Juli 1944 hinaus im Gange; der Führerbunker konnte erst im Oktober 1944 wieder bezogen werden¹⁷. Während des zweiten Bauabschnittes 1942/43, als in der Hauptsache neue, später gegen Splitterwirkung und gegen Brandbomben etwa 50–60 cm stark ummauerte Holzbaracken gebaut wurden, hatte sich der Führerbunker in einem besonders innerhalb des Sperrkreises I mit Wirkung ab 22. September 1943 geschaffenen Sperrkreis A befunden, jedoch nach wie vor zusammen mit den Gebäuden des Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, der Persönlichen Adjutantur, einem Kasino und dem Teehaus, den Häusern des Sekretärs des Führers und Leiters der Parteikanzlei Reichsleiter Martin Bormann, der Adjutantur der Wehrmacht beim Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht und Oberbefehlshaber des Heeres, des Heerespersonalamtes und schließlich dem „Lagehaus“, das identisch war mit dem Gebäude Keitels und des Chefs des

¹³ Puttkamer; Ktb des OKW IV, S. 1752–1753.

¹⁴ Ficker, a. a. O., S. 131; Puttkamer.

¹⁵ Puttkamer; daher auch die in der Literatur häufige Verwechslung des am 20. 7. 44 benützten Gebäudes mit einem Anbau an den „Führerbunker“, z. B. bei Adolf Heusinger, Befehl im Widerstreit, Schicksalsstunden der deutschen Armee 1923–1945, Tübingen 1950, S. 552.

¹⁶ Heinz Abmann, [Bericht des Ersten Admiralstabsoffiziers im WFSt (Ia op M) Kapitän zur See Heinz Abmann], abgedruckt bei Kurt Abmann, Deutsche Schicksalsjahre, Historische Bilder aus dem zweiten Weltkrieg und seiner Vorgeschichte, Wiesbaden 21951, S. 453; Puttkamer; Heinz Waizenegger (damals als Obstlt. d. G. Erster Generalstabsoffizier beim Chef des WFSt), mündliche Mitteilungen an den Verfasser vom 9. 9. 1963, Niederschrift im Besitz des Verfassers; „Mitteilungen des Stellv. Chefs WFSt [Warlimont] 21. 7. 44, 20 Uhr“, Herbert Kraus, Die im Braunschweiger Remerprozeß erstatteten moraltheologischen und historischen Gutachten nebst Urteil, Hamburg 1953, S. 142; Helmuth Spaeter, Die Geschichte des Panzerkorps Großdeutschland, B. II, Duisburg-Ruhrort 1958, S. 563 („von bisher 1 m auf 4 m Betonstärke“); Wilhelm Scheidt (damals als Rittmeister Adj. des Beauftr. des Führers für die milit. Geschichtsschreibung Generalmajor Walther Scherff): „Wahrheit gegen Karikatur, Eine deutsche Antwort an Gisevius“, Neue Politik [Zürich] 9 (1948) Nr. 11, S. 1 („riesige Betonklötze über der Erde, deren Decke allein 9 Meter stark war“).

¹⁷ Puttkamer; „Mitteilungen . . .“, Kraus, a. a. O., S. 142; Ludolf Gerhard Sander (damals als Obstlt. Wehrmachtnachrichtenoﬃzierung im FHQu), mündliche Mitteilungen an den Verfasser vom 24. und 25. 4. 1964, Niederschrift im Besitz des Verfassers.

WFSt Generaloberst Alfred Jodl (es war einer der aus dem ersten Bauabschnitt stammenden oberirdischen Bunker)¹⁸.

Lagebesprechungen wurden bis Juli 1942 im Besprechungszimmer des erwähnten „Lagehauses“, das auch die Bezeichnung „Lagebunker“ oder „OKW-Bunker“ führte, abgehalten, ab November 1942 dann in dem dazu vorgesehenen großen Raum des Anbaues an den Führerbunker. Während des dritten Bauabschnittes, also auch im Juli 1944, wurden aber in keinem der beiden Gebäude Lagebesprechungen abgehalten¹⁹.

Im Februar 1944 war das Führerhauptquartier wegen der in der „Wolfsschanze“ beginnenden Bau- und Verstärkungsarbeiten auf den „Berghof“ bei Berchtesgaden verlegt worden²⁰; dort fanden die Lagebesprechungen in der bekannten großen Halle, gelegentlich und besonders abends wohl auch in Hitlers Arbeitszimmer statt²¹. Wenige Tage vor dem 20. Juli 1944, am 14. Juli, wurde das Führerhauptquartier wieder nach der „Wolfsschanze“ verlegt, da die Lage im Zentrum der Ostfront so bedrohlich geworden war, daß Hitler durch persönliche Nähe und Einflußnahme die Lage wiederherstellen und das Ende der Bauarbeiten nicht mehr abwarten wollte²².

¹⁸ Rundschreiben an die Spitzen der Dienststellen im FHQu vom 20. 9. 1943, unterzeichnet von NSKK-Gruppenführer Albert Bormann und Generalleutnant [Rudolf] Schmudt, Bundesarchiv EAP 105/33; ferner Puttkamer.

¹⁹ Nicolaus von Below (damals als Oberst Adj. d. Wehrmacht (Luftwaffe) beim Führer [usw.]), mündliche Mitteilungen an den Verfasser vom 15. 5. 1964, Niederschrift im Besitz des Verfassers; Ernst John von Freyend (damals als Obstlt. Adj. (Heer) beim Chef OKW), mündliche Mitteilungen an den Verfasser vom 14. 5. 1964, Niederschrift im Besitz des Verfassers; Otto Lechler (damals als Oberstlt. Generalstabsoffizier beim Chef des Heeresstabes beim Chef OKW General der Infanterie Walther Buhle), mündliche Mitteilungen an den Verfasser vom 5. 6. 1964, Niederschrift im Besitz des Verfassers; Puttkamer; Sander; Waizenegger.

²⁰ Puttkamer; Waizenegger; „Fuehrer Conferences on Naval Affairs, 1939–1945“, Brassey's Naval Annual 59 (1948), S. 580–583.

²¹ Hitlers Lagebesprechungen, Die Protokollfragmente seiner militärischen Konferenzen 1942–1945, hg. v. Helmut Heiber, Stuttgart 1962, S. 17.

²² Warlimont, a. a. O., S. 468–469. In der Frage des Zeitpunktes der Rückverlegung des FHQu nach Ostpreußen sind die Quellen etwas uneinheitlich. Warlimont nennt den 9. Juli als Tag des Eintreffens des FHQu bei Rastenburg und meint, die Angaben von Dönitz, „Fuehrer Conferences . . .“, S. 402, dessen Besprechungen mit Hitler am 11. und 15. Juli haben auf dem Berghof stattgefunden, müssen auf einem Irrtum beruhen. Dazu ist einmal zu sagen, daß Dönitz sich schon während seiner Besprechungen mit Hitler – wie es trotz Verbot allgemein üblich war – Notizen über deren Inhalt zu machen pflegte, die er dann auf der Rückreise nach Berlin in Protokollform ausarbeitete (die hier angezogenen Protokolle sind vom 10. bzw. 14. Juli datiert); von hier aus ist also ein Irrtum Dönitz' bzw. des gegenzeichnenden Kapitän Pfeiffer kaum wahrscheinlich. Zum andern, und das scheint die Unstimmigkeit auf verblüffende Weise zu beheben, berichtete Puttkamer, Hitler sei mit seinem Hauptquartier „Anfang Juli einmal kurz“ in Ostpreußen gewesen und dann sogleich wieder nach dem „Berghof“ zurückgekehrt (der weite Weg ist dafür kein logisches Hindernis: Hitler pflegte darauf keine Rücksicht zu nehmen). Auch Dönitz nennt als Ort seiner Besprechung mit Hitler am 9. Juli 1944 („Fuehrer Conferences . . .“, S. 400) die „Wolfsschanze“.

Abgesehen von dieser kleinen Unstimmigkeit, für deren Entstehung ja wirklich nur eine objektiv unerhebliche Gedächtnislücke Warlimonts (der übrigens seine Behauptung betref-

Es war beabsichtigt, das Führerhauptquartier nur wenige Tage, bis zur Stabilisierung der Lage, in Ostpreußen zu lassen und es dann wieder bis zur Beendigung der Bauarbeiten nach Berchtesgaden zurückzuverlegen; genau das hatte man schon einmal, ebenfalls im Juli 1944, getan. Durch das Attentat aber wurde das Führerhauptquartier dann gewissermaßen in der „Wolfsschanze“ festgenagelt²³; auch mag das weitere Verbleiben in Ostpreußen mit der – gelungenen – Geheimhaltung der Ardennenoffensive zusammenhängen.

Für die Übergangszeit des dritten Bauabschnittes, die vom Februar bis zum Oktober 1944 dauerte – die Bauarbeiten hörten allerdings bis zur endgültigen Aufgabe des Quartiers am 20. November 1944 nie ganz auf²⁴ – und während der kurze Besuche Hitlers zu erwarten waren, hatte man, ganz unabhängig von dem oben erwähnten Sperrkreis A, noch einen Sondersperrkreis im südwestlichen Teil des Sperrkreises I errichtet, auch „Führersperrkreis“ genannt. In diesem mit hohem Maschendraht abgeteilten Sperrgebiet befanden sich der sogenannte Gästebunker aus dem ersten Bauabschnitt und die sogenannte Speer-Baracke aus dem zweiten Bauabschnitt²⁵. Der Gästebunker war außer dem Vermittlungsbunker das einzige wäh-

rend den 9. Juli nicht belegt) angenommen werden muß, stimmen die Quellen hinsichtlich des Datums der vor dem 20. Juli 1944 endgültigen Rückkehr des FHQu aus Berchtesgaden nach Ostpreußen im wesentlichen überein. Der Tätigkeitsbericht des Chefs des Heerespersonalamts General der Infanterie Schmudt, begonnen: 1. 10. 1942 (Mikrofilm MA 474, Institut für Zeitgeschichte, München), stellt S. 157 fest: „14. 7. 44. Im Hinblick auf die gespannte Lage an der Ostfront wird das FHQu nach Ostpreußen verlegt.“ Nach den Berichten des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) an Hitler über die Untersuchungen gegen die Verschwörung (Spiegelbild einer Verschwörung, Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944, Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt, hg. vom Archiv Peter für historische und zeitgeschichtliche Dokumentation, Stuttgart 1961, S. 130; künftig zit. als „KB“) muß ebenfalls ein Tag nach dem 11. und vor dem 15. Juli angenommen werden. Puttkamer und Waizenegger halten die Angabe bei Schmudt für richtig, erinnern sich aber nicht mit Sicherheit, während sich der damalige Ständige Vertreter des Reichsaußenministers beim Führer [usw.] Gesandter I. Klasse Dr. Franz von Sonnleithner (mündliche Mitteilungen an den Verfasser vom 16. 1. 1964, Niederschrift im Besitz des Verfassers) überhaupt nicht an den Zeitpunkt der Verlegung erinnert. Aßmann, a. a. O., S. 455, und Nicolaus von Below („Hitlers Adjutant über den 20. Juli im FHQ, Ein Augenzeugenbericht“, Echo der Woche, 15. Juli 1949, S. 5) nennen für die Verlegung den 16. Juli; auch John von Freyend und Lechler erinnern sich begrifflicherweise nicht mit Sicherheit an den Zeitpunkt der Verlegung. Voß nennt in einem Brief an den Verfasser vom 17. 3. 1964 den 18. Juli.

²³ Puttkamer.

²⁴ Puttkamer; Ktb des OKW IV, S. 1754.

²⁵ Aßmann, a. a. O., S. 454; Puttkamer; Below, Mitteilungen; John von Freyend; Lechler; der Spiegelbericht, S. 28–29, der auf die Kriminalbeamten zurückgeht, die ja gerade dort ihre Sammeltätigkeit ausgeübt haben, verzeichnet auch noch einen Hundezwinger, ist aber im übrigen in der Beschreibung der Sperrkreise, Kontrollen usw. konfus; die Kriminalbeamten konnten sich ja nur ganz wenige Tage im FHQu aufhalten und lernten keineswegs die ganze Anlage kennen. Z. B. widersprechen sich die Angaben auf S. 28 Spalte 2 oben und die Skizze auf S. 27. Für die äußeren Absperrungen und Wachbezirke (vgl. Spaeter, a. a. O., S. 162–167) verwendet der Spiegelbericht die verwirrenden Bezeichnungen „Sperrkreis I“, „Sperrkreis II“, „Sperrkreis III“.

rend des dritten Bauabschnittes verstärkte Bauwerk, das seinen Betonmantel von etwa 7 m Stärke schon vor dem Juli 1944 bekommen hatte und somit zu Anfang des Monats bezugfertig war²⁶. Hier wohnte Hitler ab 14. Juli 1944. Die „Speer-Baracke“ hatte außer den Räumen der Adjutanten SS-Obergruppenführer Julius Schaub und NSKK-Gruppenführer Albert Bormann und sonstigen Dienstzimmern ein großes, 12,5 m langes und 5 m breites Besprechungszimmer an ihrer nördlichen Stirnseite²⁷. Der Raum hatte nur einen Eingang, vom Mittelflur der Baracke her, der mit diesem Eingang abschloß. In die angrenzenden Zimmer führten Türen vom Flur her, jedoch nicht vom „Lagezimmer“²⁸. In diesem Raum wurden vom 15. bis einschließlich 20. Juli 1944 sämtliche Mittagslagebesprechungen abgehalten²⁹.

Der „Lageraum“ enthielt einen großen, 4 bis 6 m langen eichenen Kartentisch in der Mitte, dessen Platte etwa 8 bis 10 cm stark war und der von drei Stützen („Tischböcken“) getragen wurde, die ebenfalls etwa 8 bis 10 cm stark gewesen sind. Diese Stützen waren aus einem Stück gearbeitete Holzplatten, die gewissermaßen zwei Tischbeine vereinigten; ihre Höhe dürfte 80 bis 100 cm betragen haben und sie gingen fast durch die ganze Breite des Tisches, etwa 120 bis 150 cm. In der Mitte aber hatten die Stützplatten einen trapezförmigen Durchbruch, dessen Höhe ungefähr 65 cm, dessen Basisbreite etwa 70 cm und dessen obere Weite etwa 45 cm

²⁶ Puttkamer; Spiegelbericht, S. 28: 6 m.

²⁷ Das Gebäude wird auch „Todt-Baracke“ (Somleithner) oder „RAD-(Reichsarbeitsdienst-)Baracke“ genannt. „Speer-Baracke“ hieß es nach John von Freyend und Puttkamer, weil es früher einmal Speer und seinem Stabe gedient hat; vgl. Spiegelbericht, S. 29. Zum „Lageraum“ s. KB, S. 83.

²⁸ Dies gegen die Beschreibung im Spiegelbericht, S. 28, 30. Der Verfasser stützt sich auf Reproduktionen von Photographien aus dem Bestand EAP 105/14 der National Archives in Washington, D. C., ferner Paul Berben, L'attentat contre Hitler (20 juillet 1944), Paris 1962, Reproduktionen zwischen S. 94 und 95.

²⁹ ABmann, a. a. O., S. 453–454; KB, S. 83; Below, Mitteilungen; John von Freyend; Lechler; Puttkamer; Somleithner; Waizenegger; Spiegelbericht, S. 29. Es ist oft behauptet worden, die Besprechung am 20. 7. 44 sei von einem Bunker wegen der Hitze oder wegen der Bauarbeiten „verlegt“ worden; so zuletzt noch Walter Baum, Marine, Nationalsozialismus und Widerstand, in dieser Zeitschrift 11 (1965), S. 31. Zeller war schon in der dritten Auflage seines grundlegenden Buches vorsichtiger und ist es geblieben (Eberhard Zeller, Geist der Freiheit, Der zwanzigste Juli, München 1965, S. 529, Anm. 4): „Die oft wiederholte Angabe, die Lagebesprechung habe am zwanzigsten Juli wegen der sommerlichen Hitze ausnahmsweise in der Holzbaracke, sonst aber immer im Bunker stattgefunden, entspricht so nicht den Tatsachen. Die betreffende Baracke, Lagebaracke genannt, war für diesen Zweck eingerichtet. Nur bei Gefährdung aus der Luft war ‚die Lage‘ im Bunkerraum.“ Obgleich dies den Tatsachen recht nahe kommt, ist es, wie man sieht, auch nicht ganz richtig und außerdem bei Zeller unbelegt.

„Abendlagen“ haben allerdings meist in einem Bunker, nämlich im alten Gästebunker, wo Hitler wohnte, stattgefunden. Der Kreis der Abendlageteilnehmer war viel kleiner als mittags, schon weil zu so später Stunde – meist nach 21 Uhr, häufig um Mitternacht – nur noch hinging, wer unbedingt mußte; für Hitler war es in seinem Bunker bequemer und der kleinere Kreis erlaubte die Beschränkung auf den kleineren Raum. Hierzu vor allen Below, Mitteilungen, sowie John von Freyend, Puttkamer und Waizenegger.

betragen haben dürfte³⁰. Zur sonstigen Möblierung des Raumes gehörten gegen 20 Stühle und Hocker mit Sitzflächen aus Strohgeflecht, in der vom Eingang aus gesehen rechten vorderen Ecke ein runder Tisch von etwa 110 cm Durchmesser, ein Telephon, Papierkörbe, Lampen, auf der linken Zimmerseite ein Musik- und Radioschrank, ein Schreibtisch³¹. Die Zahl der Fenster muß wenigstens 5, höchstens 9 betragen haben, davon eines auf der Ostseite des Raumes und 4 bis 8 auf der Nordseite³².

Unter den Fußbodenbrettern befand sich ein wenigstens 20 bis 40 cm tiefer Hohlraum; die Wände, die den Raum vom Innern der Baracke trennten, bestanden aus zweiseitig auf Holzrahmen genagelten Brettern mit einem etwa 6 cm tiefen Hohlraum. Die Decke des Raumes bzw. das ganze Dach der Baracke hatte, als Schutz gegen Brandbomben, eine Betonverstärkung von 6 bis 10 cm Durchmesser³³. Auch außen besaß die Baracke, wie die meisten anderen Baracken aus dem zweiten Bauabschnitt, einen Schutz gegen Brandbomben und gegen Splitterwirkung, eine

³⁰ Reproduktionen; KB, S. 83; H[einz] W[aizenegger], „Der 20. Juli 1944 im ‚Führerhauptquartier‘, Von einem Augenzeugen“, Stuttgarter Zeitung 20. Juli 1949, S. 3; ABmann, a. a. O., S. 455; Below, „Hitlers Adjutant . . .“ (4 m/1.50 m); Spiegelbericht, S. 50.

³¹ Reproduktionen; Heinz Buchholz, Das Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944, Augenzeugenbericht von Regierungsrat Heinz Buchholz, ehemaliges Mitglied des Stenographischen Dienstes im F. H. Qu., [Masch.] Berchtesgaden 1945, aus dem Bestand 46 M-25 der University of Pennsylvania Library; Puttkamer; Waizenegger; KB, S. 83; Spiegelbericht, S. 28.

³² Die dem Verfasser vorliegenden Photographien (Reproduktionen) zeigen den Raum leider nicht in allen Blickrichtungen, und bei der verhältnismäßig großen Zahl der Fenster hat natürlich auch keiner der Überlebenden mehr eine genaue und bestimmte Erinnerung an die Zahl. Below (a. a. O.) nennt sogar 10 Fenster und meint sich auch heute noch zu erinnern (Mitteilungen), daß auf der Westseite auch Fenster waren; die Zahl war aber wohl ungerade, da die Fenster auf der Nordseite paarweise lagen und auf der Ostseite nur ein Fenster, auf der Westseite jedoch nach den vorliegenden Photographien bzw. Reproduktionen keines gewesen sein dürfte. So erinnert sich auch Waizenegger (kein Fenster auf der linken, der Westseite des Raumes); ebenso Heusinger, a. a. O., S. 352, der allerdings die „Speer-Baracke“ und den Anbau an den Führerbunker verwechselt und in der Beschreibung vermischt. Eine Aufnahme des Zimmers von Osten her, also nach links („links“ und „rechts“ bezieht sich immer auf den Blick vom Eingang her) scheint zu bestätigen, daß in der Westwand kein Fenster war (Jerzy Jantar, Wilczy Szaniec, Dawna Kwaterna Hitlera, [Posen] 1965, S. 40). Ebenso schließlich auch Buchholz, dessen Bericht samt Skizze schon im Juli 1945 für alliierte Vernehmungsbeamte angefertigt wurde und auch manche an Hand der erwähnten Reproduktionen nachprüfbar Einzelheiten richtig bringt. Dazu kommt Hitlers Scheu vor direkter Sonneneinstrahlung und seine Vorliebe für nach Norden liegende Fenster (Warlimont, a. a. O., S. 188), die ein auf der linken Seite des Besprechungszimmers gelegenes Westfenster unwahrscheinlich machen (der Sonnenaufgang konnte Hitler bei seinen Lebensgewohnheiten und dem späten Termin der Mittagslagebesprechungen nicht stören). Die Frage der Zahl der Fenster ist natürlich nicht an sich, sondern für die Beurteilung der Explosionswirkung bedeutsam.

³³ KB, S. 83–84; Buchholz; Below, Mitteilungen; John von Freyend; Puttkamer; vgl. Heusinger, a. a. O., S. 352. Der Spiegelbericht, S. 29, erwähnt sogar eine Betonstärke von 40 cm Stärke. Sonnleithner und Waizenegger dagegen erklärten die Baracke für völlig unbefestigt und „unverstärkt“; jedoch muß hier den früheren Berichten und insbesondere dem Bericht der Tatortkommission des RSHA mehr Glauben geschenkt werden.

Ummantelung aus Ziegelsteinen mit grauem Tarnanstrich, die unter Umständen der Baracke das Aussehen eines stark befestigten Gebäudes verleihen konnte; allerdings waren zahlreiche Fenster von normaler Größe ausgespart⁸⁴.

Diese „Lagebaracke“ – so soll das Gebäude hinfort bezeichnet werden – lag etwa 70 m nördlich und etwa 60 m westlich des Tores, durch welches Stauffenberg am 20. Juli 1944 den Sperrkreis I betreten und auch wieder verlassen hat⁸⁵; der Sondersperrkreis, der die Lagebaracke und den „alten Gästebunker“ umschloß, grenzte an den westlichen Zaun des Sperrkreises I, während seine Begrenzungszäune auf den übrigen drei Seiten innerhalb des Sperrkreises I verliefen. Die Entfernung von der Lagebaracke zum alten Gästebunker betrug etwa 40 m; vom östlich der Lagebaracke gelegenen alten Gästebunker, der dicht an der betonierten Fahrstraße im Sperrkreis I lag, die hier vor dem Sondersperrkreis in nord-südlicher Richtung verlief, bis zum Vermittlungs-Bunker⁸⁶ waren es etwa 50 m. Die direkte Entfernung von der Lagebaracke zum Vermittlungs-Bunker mag zwischen 80 und 150 m betragen haben⁸⁷. Die Entfernung von hier zur Adjutantur der Wehrmacht, wo sich das Dienstzimmer des Wehrmachtnachrichtenoftiziers befand, und zum in der Nähe stehenden „OKW-Bunker“ dürfte etwa noch einmal so groß gewesen sein⁸⁸.

II

Die Sicherheitsbestimmungen, die im Führerhauptquartier galten, waren natürlich nicht ohne Einfluß auf die Planung und Ausführung des Attentats vom 20. Juli 1944, aber ihre Bedeutung wird doch auch oft überschätzt. Für Außenseiter, d. h. für Personen, die im Führerhauptquartier nicht in irgendeiner Weise durch ihre dienstlichen Aufgaben eingeführt waren, war es von Anfang an außerordentlich schwierig, wenn nicht unmöglich, an Hitler so nahe heranzukommen, daß ein Attentat möglich wurde. Für diejenigen aber, die zum Sperrkreis I Zutritt hatten,

⁸⁴ KB, S. 84; „Mitteilungen . . .“, Kraus, a. a. O., S. 142. Buchholz und John von Freyend sprechen von Steinwänden, die um „das Gebäude, das von außen wie ein Bunker aussah“, gezogen waren. Puttkamer berichtet, die Baracke sei außen mit Halbsteynen ummauert gewesen. In gleicher Weise berichten Aßmann, Below, Voß und der Spiegelbericht (S. 29). Die Angaben über die Stärke der äußeren Ummauerung schwanken zwischen 60 cm (Aßmann, a. a. O., S. 453), „mit Stein und Beton ummantelt“ (Below, „Hitlers Adjutant . . .“), ebenso wie Buchholz und Spaeter, a. a. O., S. 563 („zur Verschönerung lediglich mit einer dünnen Schicht Mörtelputz beworfen“) ohne Angabe von Maßen, „Ziegelsteinbreite“ (John von Freyend) und Puttkamers „Halbsteynen“, die auf wenigstens 20 bis 30 cm Stärke schließen lassen. Der Spiegelbericht schließlich gibt wie Aßmann 60 cm an (S. 28–29).

⁸⁵ Puttkamer; Sander.

⁸⁶ Er stammte – so berichten Below (Mitteilungen), John von Freyend, Lechler, Puttkamer und Sander – aus dem ersten Bauabschnitt und war im zweiten Bauabschnitt durch eine der nachträglich befestigten Baracken erweitert worden; er wurde auch Nachrichtenbunker genannt.

⁸⁷ Ebenda; Waizenegger.

⁸⁸ Ebenda.

war es durchaus möglich – die erforderliche Entschlossenheit und Kaltblütigkeit vorausgesetzt –, Hitler auf die eine oder andere Weise zu töten. Nach dem 20. Juli 1944 bestand allerdings kaum mehr Aussicht für ein erfolgreiches Attentat, es sei denn durch einen von jenen, die bei Hitler als die Allertreuesten galten.

Die Chancen, das Führerhauptquartier von außen mit Hilfe „zuverlässiger“ Truppen zu überwinden, waren sehr gering: Die Anlage „Wolfsschanze“ war durch die Anwesenheit des „Führer-Begleit-Bataillons“, das mehrmals umorganisiert und umbenannt und im Mai 1944 auf Regimentsstärke gebracht worden war, gesichert³⁹. Dieser vollständig motorisierten Formation standen u. a. Panzer, Flugzeugabwehrkanonen und eingebaute schwere Waffen zur Verfügung⁴⁰. An einen Handstreich konnte also, besonders bei der herrschenden Wachsamkeit, nicht gedacht werden. Voraussetzung dafür wäre u. a. eine absolute Nachrichtensperre zwischen dem Führerhauptquartier und der Außenwelt gewesen; eine solche aber konnte unter den gegebenen Verhältnissen und beim Stand der modernen Technik nicht gewährleistet werden. Bei allen Versuchen, die nicht vom Tode Hitlers ausgingen, mußte mit unvorhersehbaren Loyalitäten gerechnet werden. Ein Kampf zwischen im Sinne der Verschwörer „zuverlässigen“ Truppen einerseits und den Sicherungskräften und etwa für Loyalität sich entscheidenden Einheiten der Wehrmacht andererseits war also von vornherein möglich, sein Verlauf unübersehbar und sein Ausgang unsicher. Dazu kommt, daß es gar nicht möglich gewesen wäre, die zu einem Handstreich erforderliche Truppe nahe genug an das Führerhauptquartier heranzubringen, ohne daß man es dort erfuhr. Schon im Jahre 1939 war das System der „Zeittafeln“ eingeführt worden, „die Hitler und dem OKW jederzeit einen genauen Überblick über den Stand und die Bewegungen der einzelnen Divisionen gaben“⁴¹. Mit der ohnehin längst nicht mehr schlagkräftigen Luftwaffe schließlich war nicht zu rechnen; außerdem gab es in den Hauptquartieren ja schon wirklich bombensichere Bunker.

Dagegen waren die Möglichkeiten zu einem Attentat für eine Persönlichkeit, die zum Sperrkreis I bzw. zu der entsprechenden nahen Umgebung Hitlers auf dem „Berghof“ Zutritt hatte, nahezu unbegrenzt; jedenfalls war dies so bis zum Herbst 1943⁴². Denn obgleich sich vor dem Gebäude, in dem sich Hitler gerade befand, immer wenigstens ein Posten des RSD aufhielt – der RSD bestand aus etwa je 10 Mann „Führerbegleitkommando“ und „Kriminalpolizeikommando“ und war für die

³⁹ Spaeter, a. a. O., S. 546. Das FBB hatte früher, bis zum Frühjahr 1943, einfach Begleit-Bataillon geheißen und war dann in Führer-Begleit-Bataillon umbenannt, dann auf Regimentsstärke (sieben Kompanien) gebracht worden, so daß im Juli 1944 inoffiziell schon von einem Führer-Begleit-Regiment gesprochen wurde (Spaeter, a. a. O., S. 161, 549–550).

⁴⁰ Ebenda, S. 161–162, 546.

⁴¹ Aussagen des ehemaligen Chefs des Generalstabes des Heeres Generaloberst Franz Halder in seiner Spruchkammerverhandlung am 15. 9. 1948 in München, vervielfältigte Niederschrift der Protokolle (hier S. 6) im Besitz der Stiftung „Hilfswerk 20. Juli 1944“.

⁴² Im September 1943 wurde der neue Sperrkreis A errichtet und wurden verschärfte Sicherheitsbestimmungen erlassen: Rundschreiben an die Spitzen der Dienststellen im FHQu, Bundesarchiv EAP 105/33.

Sicherungsaufgaben innerhalb des Sperrkreises I zuständig –, ging Hitler doch oft innerhalb des Sperrkreises bzw. des entsprechenden Bezirkes auf dem „Berghof“ allein spazieren; bei solchen Gelegenheiten pflegte sich ein RSD-Beamter nur in Sichtweite aufzuhalten⁴³. Zugleich wurden die äußeren Kontrollen, die dem „Führer-Begleit-Bataillon“ oblagen, offenbar gelegentlich lax gehandhabt. Jedenfalls war es möglich, daß – im Jahre 1942 oder 1943 – ein Oberst, der eigentlich zum 15 bis 18 km von der „Wolfsschanze“ entfernten OKH im Mauerwald wollte, das mit dem Führerhauptquartier durch „Draisinen“ oder Triebwagen auf den Schienen einer stillgelegten Nebenbahn verbunden war⁴⁴, zu früh aus dem Kurierzug⁴⁵ ausstieg und so in die „Wolfsschanze“ geriet. Dort fand er unbehelligt den Weg zu einem Kasino im Sperrkreis I, wo er dann frühstückte. Bei dieser Beschäftigung fand ihn Konteradmiral von Puttkamer, der ihn über seinen wirklichen Aufenthaltsort aufklärte⁴⁶. Der Oberst wählte sich im OKH und hielt zuerst alles für einen Scherz, aber Herr von Puttkamer war in der Lage, ihm den wenige Meter vom Kasino entfernt spazierengehenden Hitler zu zeigen⁴⁷. Noch im Winter 1943/44 hat Oberstleutnant John von Freyend, damals als Major bei Keitel, häufig Bekannten und Freunden, die sich auf der Durchreise urlaubshalber oder auch dienstlich in der Nähe befanden, Ausweise zum Betreten des Sperrkreises I und zur „Besichtigung“ des Hauptquartiers und oft auch des Führers verschafft^{47a}.

Attentate durch dem Führerhauptquartier einigermaßen nahestehende Personen waren also möglich, auch für Mitglieder der Verschwörung. Noch im September 1943 war Admiral Canaris wegen der gescheiterten geheimen Verhandlungen mit Rußland über Schweden etwa dreiviertel Stunden lang allein bei Hitler⁴⁸.

Der geschilderte Vorfall mit dem verirrten Oberst hat natürlich zum Erlaß neuer und schärferer Sicherheitsbestimmungen mit beigetragen⁴⁹. So wurde im September 1943, wie schon erwähnt, der Sperrkreis A neu geschaffen. Zweck dieser Maßnahme war ausdrücklich nicht nur die „Geheimhaltung von Ereignissen, Absichten, Besprechungen usw., die sich bei ihm [Hitler] und in seiner nächsten Umgebung im Führerhauptquartier abspielen“, sondern es war „für die Schaffung des Sperrkreises A die Sicherheit der Person des Führers maßgebend“⁵⁰.

Künftig war der Aufenthalt im Sperrkreis A nur den unmittelbar „beim Führer“

⁴³ Below, Mitteilungen; John von Freyend; Lechler; Puttkamer; Sonnleithner; Waizenegger.

⁴⁴ Warlimont, a. a. O., S. 188: „... ein kleiner, grauer Eisenbahnwagen ältester Bauart“.

⁴⁵ Zwei Zugpaare verbanden das FHQ täglich mit der Reichshauptstadt; Warlimont, a. a. O., S. 191.

⁴⁶ Puttkamer.

⁴⁷ Ebenda.

^{47a} John von Freyend.

⁴⁸ Puttkamer; Peter Kleist, Zwischen Hitler und Stalin 1939 bis 1945, Aufzeichnungen, Bonn 1950, S. 239–280.

⁴⁹ Puttkamer.

⁵⁰ Hierzu und zu den drei folgenden Abschnitten Rundschreiben von Bormann-Schmundt.

diensttuenden Personen, „nicht aber deren Gehilfen“ gestattet; eine Ausnahme machten nur die – sorgfältig ausgesuchten – Personen, die im Sperrkreis A wohnten. Neue Ausweise mit Lichtbildern wurden eingeführt für diejenigen Mitglieder des Führerhauptquartiers, die im Sperrkreis A entweder wohnten oder ständig dienstlich tätig waren, die alten Ausweise wurden eingezogen und die neuen konnten nur noch vom Chefadjutanten der Wehrmacht beim Führer zusammen mit dem Adjutanten SS-Obergruppenführer Schaub bzw. von deren Vertretern ausgegeben werden. Tagesausweise zum Besuch des Sperrkreises A für Personen, die nicht zu der eben genannten Kategorie gehörten, sondern nur gelegentlich im Sperrkreis A zu tun hatten, konnten von der Wache, jedoch nur nach vorheriger Genehmigung durch einen persönlichen oder militärischen Adjutanten Hitlers ausgestellt werden. Niemand durfte sich ohne Ausweis im Sperrkreis A aufhalten, nicht einmal in Begleitung eines Ausweisinhabers; nur die an den Toren als Wachen eingesetzten Beamten des RSD konnten „in dringenden Fällen“ Personen ohne Ausweis in den Sperrkreis A geleiten. In solchen Fällen galt für die RSD-Beamten die Anweisung, sich von der Rechtmäßigkeit des Zutritts des Betreffenden zu überzeugen und sodann umgehend für die Ausstellung eines Ausweises zu sorgen, oder aber den Besucher selbst wieder zum Tor zurückzuleiten. Mit dem Auto durften nur noch Bewohner und Bedienstete des Sperrkreises A im Offiziersrang, ferner die Fahrer von Wirtschaftsfahrzeugen und schließlich „Persönlichkeiten vom Reichsminister, Reichsleiter und Generalfeldmarschall an aufwärts“ in den Sperrkreis fahren. Alle anderen Besucher mußten an den Toren aussteigen. Selbst Kuriere durften den Sperrkreis A nicht betreten, sondern mußten ihre Sachen an mit den innerhalb des Sperrkreises befindlichen Dienststellen zu vereinbarenden Plätzen niederlegen.

Die drei Tore des Sperrkreises A waren je mit einem Unteroffizier des Führer-Begleit-Bataillons und einem Beamten des RSD besetzt; innerhalb des Sperrkreises A patrouillierte außerdem noch ständig ein RSD-Beamter, der darüber zu wachen hatte, daß niemand sich unberechtigt dort aufhielt.

Selbst der Kreis der Essenteilnehmer im Speiseraum I des Kasinos 1, wo Hitler die Mahlzeiten einzunehmen pflegte, war genau und im voraus festgelegt; Gäste konnten nur durch Schaub oder Schmundt oder deren Vertreter im Auftrage Hitlers gebeten werden. Wer sonst, etwa aus einer Berliner Dienststelle, zum Vortrag bei Hitler oder bei einer Dienststelle des Sperrkreises A befohlen wurde, hatte sich im Sperrkreis I im Kasino 2 aufzuhalten, also außerhalb des Sperrkreises A, bis er aufgerufen wurde.

Aus den weiteren, besonders für die zum Schutz der „Wolfsschanze“ eingesetzten Sicherungstruppen des Heeres (Führer-Begleit-Bataillon) erlassenen Anweisungen geht hervor, daß man mit dem Einsatz von Fallschirmspringer- oder Luftlandetruppen und mit Bombenangriffen gegen das Führerhauptquartier durchaus rechnete⁵¹.

⁵¹ Merkblätter aus der Abt. Ia beim Kommandanten des FHQu vom 14. Okt. 1943, 5. Mai 1944 und 23. Juli 1944, alle unterzeichnet von Oberstleutnant [Gustav] Streve, dem Komman-

Waren alle diese Maßnahmen auch umfassend und gründlich, so boten sie doch einem entschlossenen Attentäter, der Zugang zum „inneren Kreis“ hatte, kein wesentliches Hindernis. Übrigens pflegte sich etwa im „Lagezimmer“ selbst oder auch vor dessen Tür keiner der Leibwächter aufzuhalten, nur außerhalb des Gebäudes⁵². Betrat man den Raum der Lagebesprechung, so legte man zwar Mütze und Koppel ab, und damit auch Pistolen, aber nicht so sehr aus Sicherheitsgründen, als weil dies in geschlossenen Räumen überhaupt üblich war⁵³. Leibesvisitationen oder Kontrollen der Aktentaschen fanden vor dem 20. Juli 1944 nicht statt; danach allerdings mußte jedermann sich solche Kontrollen gefallen lassen⁵⁴. Jedenfalls war Hitler keineswegs immer, wie oft behauptet wurde, von Sicherheitsbeamten und Leibwächtern „umringt“. Sogar bei öffentlichen Auftritten, die allerdings in der zweiten Hälfte des Krieges kaum mehr stattfanden, gab es noch Lücken in den Bewachungsmaßnahmen.

Hitler selbst wußte genau, wie sehr er – nicht allein als Diktator und Unterdrücker, sondern als Bewachungsobjekt schlechthin – gefährdet war, und er wußte auch, wie solche Gefährdung teilweise auszuschalten war. Er hielt nichts für ungeschickter – so erzählte er 1942 in „Tischgesprächen“ –, als etwa bei einer Autoreise die Polizei zu alarmieren und mit Sicherungsaufgaben zu betrauen. Denn wenn die Polizei anfing, die Straßen zu „räumen“, wußte bald jedes Kind, daß es etwas zu sehen geben würde, und wenn Hitlers Fahrzeugkolonne dann eintraf, waren die Straßen so voll, daß man nur im Schritt fahren konnte, es gab Stockungen, Zeitverlust und zahllose Gefahrensituationen⁵⁵. Dagegen helfe nur, „unregelmäßig zu leben und Spaziergänge, Autofahrten und Reisen völlig unregelmäßig durchzuführen“, also ohne genaue Vorankündigung⁵⁶. So war z. B. den Streckenwärtern der Autobahn strengstens untersagt, die Durchfahrt Hitlers irgendwohin weiterzumelden⁵⁷. Hitler pflegte also seine Ausfahrten so überraschend wie möglich auszuführen und auch die Polizei nicht vorher zu verständigen, außer wenn es sich nicht vermeiden ließ, wie z. B. bei der Ansprache, die er am 30. Mai 1942 vor jungen

danten des FHQu. Man gab sich also auch keiner Täuschung darüber hin, daß die Luftwaffe feindliche Angriffe aus der Luft nicht abfangen oder verhindern konnte.

⁵² John von Freyend; Lechler; Sonnleithner.

⁵³ Lechler; Waizenegger.

⁵⁴ Lechler; Waizenegger; „Mitteilungen . . .“, Kraus, a. a. O., S. 142: „Da es sich um einen eng begrenzten Kreis, der sich auf das genaueste kannte, handelte, war es nicht für notwendig angesehen worden, eine Kontrolle der mitgebrachten Taschen vorzunehmen.“ Warlimont (a. a. O., S. 473) nahm seine Aktentasche nach dem 20. 7. 44 nicht mehr mit, um sie nicht vorzeigen zu müssen. Below („Hitlers Adjutant . . .“) berichtet zwar, im Februar 1944 sei die Überwachung der Aktentaschen im FHQu „Wolfsschanze“ befohlen worden, dann aber durch den langen Aufenthalt auf dem Berghof, wo andere Sicherheitsbestimmungen galten, in Vergessenheit geraten. Alle anderen Zeugen stimmen darin überein, daß jedenfalls vor dem 20. 7. 44 Aktentaschen nicht kontrolliert wurden. Die Bestimmung ist also wohl nicht ausgeführt worden.

⁵⁵ Picker, a. a. O., S. 244.

⁵⁶ Ebenda, S. 306.

⁵⁷ Ebenda, S. 244.

Offiziersanwärtern im Berliner Sportpalast hielt. Selbst hohen Vorgesetzten, wie Göring, Kaltenbrunner oder Himmler, durften der Leiter des Begleitkommandos Rattenhuber und der Fahrer Kempka über etwaige Pläne Hitlers oder deren Änderung keinerlei Auskunft geben⁵⁸. Bekanntlich soll der Attentatversuch des Obersten Freiherr von Gersdorff gerade an einer solchen Programmänderung in letzter Minute gescheitert sein⁵⁹.

Freilich wußte Hitler auch, „daß gegen einen idealistisch gesinnten Attentäter, der für seinen Plan rücksichtslos sein Leben aufs Spiel setze, kein Kraut gewachsen sei. Es sei ihm daher vollkommen verständlich, warum 90 Prozent der historischen Attentate gelungen seien“⁶⁰. Besonders bei Anlässen wie dem 1. Mai sei es nicht zu vermeiden, „daß Idealisten mit Zielfernrohren oder dergleichen ihn [Hitler] aus irgendwelchen Ecken anvisierten und auf ihn schossen“⁶¹. Allerdings scheint Hitler unter den höheren Offizieren der Wehrmacht keine solchen Idealisten vermutet zu haben; denn in diesem Zusammenhang sprach er nur von „Marxisten“ und „Bürgerlichen“, unter denen sich kaum wirklich entschlossene Attentäter fänden⁶², und über „die von den Schwarzen im Beichtstuhl aufgeputschten Attentäter oder nationalgesinnte Leute aus den von unseren Truppen besetzten Ländern“⁶³.

III

Der Attentäter Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg, Chef des Generalstabes beim Chef der Heeresrüstung und Befehlshaber des Ersatzheeres Generaloberst Friedrich Fromm in der Bendlerstraße in Berlin, landete am Vormittag des 20. Juli 1944 auf dem Flugplatz bei Rastenburg im Kurierflugzeug des Generalquartiermeisters des Heeres; mit ihm kamen der Chef der Organisationsabteilung im OKH, Generalmajor Helmuth Stieff, und der Adjutant Stauffenbergs, Oberleutnant Werner von Haefen⁶⁴. Stauffenberg ließ sich von einem für ihn vom Ia (Ersten Generalstabs-offizier) des an diesem Vormittag auswärts weilenden Lagerkommandanten (Oberstleutnant Streve), dem Hauptmann Pieper, zum Flugplatz geschickten Auto zur

⁵⁸ Ebenda, S. 307.

⁵⁹ Fabian von Schlabrendorff, *Offiziere gegen Hitler*, Fischer Bücherei, Frankfurt/M. und Hamburg 1959, S. 99; [Rudolf-Christoph] Frhr. v[on] Gersdorff, *Beitrag zur Geschichte des 20. Juli 1944*, [Masch.] Oberursel 1946, im Besitz der Stiftung „Hilfswerk 20. Juli 1944“.

⁶⁰ Picker, a. a. O., S. 306. Sollte Hitler hier auch „zum Fenster hinaus gesprochen“ haben, so sind seine Bemerkungen doch realistisch.

⁶¹ Ebenda, S. 307.

⁶² Ebenda.

⁶³ Ebenda, S. 308.

⁶⁴ KB, S. 84; Spiegelbericht, S. 31; Spaeter, a. a. O., S. 564, weiß allerdings nichts von Stieff. — Buchholz zufolge trug Stauffenberg an diesem Tag eine schwarze Kappe über seiner leeren Augenhöhle. — John von Freyend und Lechler sind sicher, daß Stauffenberg schon etwa um 9 Uhr gelandet sei, nicht erst um 10.15 Uhr, wie es in den KB (S. 84) heißt. Jedoch werden Tageszeiten des 20. 7. 44 aus nachträglicher Erinnerung, besonders auch zu den Nachmittag- und Abendereignissen in Berlin und in den Wehrkreisen fast immer etwas zu früh angegeben, was vielleicht mit den Lichtverhältnissen des Sommertages zusammenhängt.

„Wolfsschanze“ bringen, und zwar zunächst zum Sperrkreis II⁶⁵. Er frühstückte dann mit dem Adjutanten des Lagerkommandanten, Rittmeister von Möllendorf, im Kasino 2 des Sperrkreises I⁶⁶. Es nahmen auch noch einige andere Offiziere an diesem Frühstück teil, die ins Führerhauptquartier befohlen worden waren, um sich einen Vortrag von Stauffenberg über die Neuaufstellung von Divisionen anzuhören, darunter der Chef des Generalstabes im Stellvertretenden Generalkommando I (Königsberg), Generalleutnant Henning von Thadden⁶⁷.

Etwa um 11 Uhr fand eine Besprechung beim Chef des Heeresstabes im OKW General der Infanterie Walther Buhle statt, zu der Generalleutnant von Thadden mit Stauffenberg abgerufen wurde, und anschließend besprachen sich noch alle zusammen bei Keitel im selben Gebäudekomplex, der im Südostteil des Sperrkreises I und zugleich innerhalb des Sperrkreises A lag; die Besprechung bei Buhle wird etwa eine halbe, die bei Keitel eine ganze Stunde oder etwas weniger gedauert haben⁶⁸.

⁶⁵ Spaeter, a. a. O., S. 564; das „Casino im Kurhaus [Görlitz]“ lag im Sperrkreis II; KB, S. 84; der Spiegelbericht, S. 31, spricht vom „Casino II“, welches nach Puttkamer und Sander im Sperrkreis I lag und von welchem aus Stauffenberg sich dann zum Frühstück ins „Teehaus“ begeben habe. Es gab aber zwei Teehäuser, ein altes und ein neues, beide im Sperrkreis I (Puttkamer; Sander). Das Kasino 1 und das daneben stehende „neue Teehaus“ enthielten die Speiseräume für Hitler und seine unmittelbare Umgebung sowie für die unteren im Sperrkreis I beschäftigten Dienstränge wie Diener, Stenotypistinnen; Rundschreiben Bormann-Schmundt. Von außen kommende Besucher des Sperrkreises I hatten sich nach den Bestimmungen (ebd.) bis auf Abruf im Kasino 2 des Sperrkreises I aufzuhalten.

Das Auto war Stauffenberg dem Spiegelbericht, S. 31, zufolge für die ganze Dauer seines Aufenthaltes zur Verfügung gestellt worden, was Spaeter nicht ausdrücklich erwähnt, was aber die KB, S. 84, zu bestätigen scheinen; denn dort heißt es, Haeften sei zunächst mit Stieff ins OKH, also zum 15–18 km entfernten Mauerwald gefahren und habe sich erst später mit Stauffenberg wieder in der „Wolfsschanze“ treffen wollen; vgl. unten S. 275.

⁶⁶ KB, S. 84. Spaeter, a. a. O., S. 564, meint allerdings, das Frühstück habe „unter einer Eiche im Casino-Garten vor dem Kurhaus“ (also im Sperrkreis II) stattgefunden und fügt hinzu: „Rosen dekorieren die Tafel, Spiegeleier mit Speck sind serviert. Alles atmet Frieden und Wohlbehagen . . .“ Ferner heißt es hier, Stauffenberg sei da mit Haeften und Hauptmann Pieper zusammen gesessen und Möllendorf sei dann erst dazu gekommen. Der Spiegelbericht, S. 31, schließlich spricht einfach vom „Teehaus“, was ebenso wenig zutreffen dürfte wie das angebliche Frühstück im Sperrkreis II, schon wegen der Anordnung, daß Besucher von im Sperrkreis I gelegenen Dienststellen im ebenfalls dort gelegenen Kasino 2 auf ihren Abruf zu warten haben.

⁶⁷ KB, S. 85; Brief eines Frühstücksteilnehmers, der ungenannt bleiben möchte, an den Verfasser.

⁶⁸ John von Freyend; Lechler; KB, S. 85; Voß; Puttkamer; Spiegelbericht, S. 31, wo es auch heißt, Stauffenberg sei noch vor diesen Besprechungen „zu einer ganz kurzen Besprechung zu General Fellgiebel“ gegangen, was aber nicht wahrscheinlich und auch nicht erheblich ist, da Fellgiebel ohnehin die Bewegungen Stauffenbergs beobachtete und überhaupt nur in die „Wolfsschanze“ gekommen war, um das Attentat in möglichster Nähe abzuwarten (Sander). Spaeter, a. a. O., S. 564–565, erwähnt die Besprechung mit Buhle nicht und bleibt dabei, daß Stauffenberg erst zum Beginn der Besprechungen, und zwar wieder mit dem Auto Piepers, in den Sperrkreis I gebracht worden sei. Der „Vortrag“ Stauffenbergs dürfte übrigens identisch sein mit den erwähnten „Besprechungen“; Buhle und Keitel mußten aus dienstlichen Gründen und um bei der Lagebesprechung mitreden zu können, vorher unterrichtet sein, und

Keitels Adjutant John von Freyend saß während der Besprechung im Vorzimmer und bearbeitete die Post. Gegen 12.30 Uhr sah er die „Draisine“ an der Wache II vorfahren und den Chef der Operationsabteilung im Generalstab des Heeres Generalleutnant Adolf Heusinger aussteigen, der gerade vom OKH zur Lagebesprechung kam als Vertreter des erkrankten Chefs des Generalstabes des Heeres Generaloberst Kurt Zeitzler. Dies meldete John von Freyend Keitel, der sogleich aufsprang und sich auf den Weg zur Lagebaracke machte⁶⁹. Die „Lage“ war wegen des bevorstehenden Besuches von Mussolini an diesem Tage von der gewohnten Zeit, 13 Uhr, auf 12.30 Uhr vorverlegt worden⁷⁰.

Stauffenbergs Adjutant Haeften hatte bis zu der Besprechung bei Keitel die Aktentasche mit dem Sprengstoff getragen – in seiner eigenen Tasche hatte Stauffenberg die für die Besprechung benötigten Papiere – und sich dann im OKW-Bunker, wo er im Flur von John von Freyend angetroffen worden war, bis zum Ende der Besprechung in einer Art Wartezimmer aufgehalt, welches am westlichen Ende des OKW-Bunkers lag^{70a}. Als nun Stauffenberg aus der Besprechung kam, äußerte er gegenüber John von Freyend den Wunsch, sich etwas frisch zu machen und das Hemd zu wechseln, worauf John von Freyend ihm den Waschraum zeigte, der gegenüber von dem Raum lag, in dem sich Haeften aufhielt. Nach kurzer Zeit kam Stauffenberg wieder heraus und auch Haeften trat aus dem Aufenthaltsraum auf den Flur. Zum Umziehen bot John von Freyend Stauffenberg sein Schlafzimmer an und Stauffenberg und Haeften gingen hinein. Inzwischen kam ein Anruf vom Chef des Wehrmachtnachrichtenverbindungswesens, General der Nachrichtentruppen Erich Fellgiebel, Stauffenberg solle noch bei ihm anrufen; John von Freyend schickte also einen Oberfeldwebel zu Stauffenberg ins Schlafzimmer mit diesem Auftrag und dem Bemerk, es sei höchste Zeit, zur „Lage“ zu gehen. Der Oberfeldwebel stieß, wie er später erzählte, mit der Schlafzimmertür an Stauffenberg, der unmittelbar hinter der Tür stand; dabei sah er, wie Stauffenberg und Haeften den Inhalt zweier Aktentaschen umräumten. Nach Stauffenbergs Weggang lagen viele Papiere auf dem Bett, die aber dann von Haeften weggeräumt wurden.

Im Schlafzimmer hatte Stauffenberg mittels einer mitgebrachten Flachzange den Zünder seiner „Bombe“ eingedrückt, worauf eine innerhalb einer Metallhülse in einer Glasampulle befindliche Säure einen dünnen Draht zu zerfressen begann, welcher dann abreißen und eine gespannte Feder mit dem Schlagbolzen auf das Zündhütchen der Initialsprengkapsel sausen lassen würde; dies mußte bei den herrschenden Temperaturverhältnissen – es war sommerlich warm, wenn auch nicht heiß –

es war ohnedies üblich, das, was bei der „Führerlage“ vorgetragen werden sollte, vorher noch einmal mit Keitel oder anderen ständigen Teilnehmern der Lagebesprechungen durchzusprechen und zu „sprachregeln“. Hierzu mündliche Mitteilungen an den Verfasser von Generalmajor Dietrich Beelitz, damals Ia bei GFM Kesselring, vom 21. 4. 1964, Niederschrift im Besitz des Verfassers; ferner John von Freyend und Lechler.

⁶⁹ John von Freyend.

⁷⁰ Below, „Hitlers Adjutant . . .“; John von Freyend; Lechler; Puttkamer; „Mitteilungen . . .“; Kraus, a. a. O., S. 142.

^{70a} John von Freyend und Lechler, auch zum Folgenden.

in spätestens zehn bis zwölf Minuten der Fall sein⁷¹. Die „Bombe“ selbst bestand lediglich aus etwa 900 bis 1000 Gramm heeresüblichem Sprengstoff, der nur in Papier verpackt war, ohne jede sonstige Umhüllung oder Ummantelung; man verließ sich also auf die Druckwirkung und verzichtete auf Splitterwirkung⁷².

General Buhle war inzwischen noch kurz zu seiner Baracke zurückgegangen und als nun, etwa um 12.30 Uhr, Stauffenberg und John von Freyend aus dem OKW-Bunker traten, kam er auch gerade aus seinem Gebäude und alle zusammen gingen am Bunker der Adjutantur und des Wehrmachtnachrichtendienstes und am Nachrichtenvermittlungsbunker vorbei auf dem etwa 200 m langen Fußweg zur Lagebaracke. Lechler, der häufig für Buhle zur Lagebesprechung ging – heute nahm Buhle wegen der Wichtigkeit der Tagesordnung selbst teil –, erbot sich noch, Stauffenberg seine Tasche zu tragen, was dieser jedoch ablehnte; auch John von Freyend versuchte wiederholt, Stauffenberg seine Aktentasche abzunehmen: die dieser ja mit nur drei ihm verbliebenen Fingern trug, aber ebenfalls ohne Erfolg⁷³.

⁷¹ Zu Stauffenbergs Zurückbleiben, das für die Zündung so unerlässlich war, daß es eigentlich keiner Belege bedarf: KB, S. 85; Aßmann, a. a. O., S. 454–455; Below, „Hitlers Adjutant . . .“; Spiegelbericht, S. 31. Wahrscheinlich gehen die Berichte in diesem Punkt alle auf die gleichen Quellen zurück: Keitel, John von Freyend, Buhle und vielleicht noch Thadden. Zur sommerlichen Temperatur Aßmann, a. a. O., S. 454: „ . . . ein besonders heißer Sommertag, die Fenster der Baracke waren weit geöffnet.“ Below, a. a. O.: „ . . . hochsommerlich warmes Wetter . . .“; „ . . . zusammen zehn Fenster, die an dem heißen Tag alle weit offen standen.“ Ebenso Voß; John von Freyend; [Heinz] Linge, „Kronzeuge Linge berichtet: F.H.Qu. 20. Juli 1944, 12.50 Uhr“, Revue [München], Nr. 12, 24. März 1956, S. 29, und Sander: Ein normaler Sommertag, keine extremen Temperaturen. Zur Beschreibung der Bombe und der von Stauffenberg angewandten Methode, die Zündung in Gang zu setzen: Reproduktionen; Spiegelbericht, S. 30–31 („10-Minuten-Zeitzünder“); KB, S. 84. Zur von der Lufttemperatur abhängigen Zünddauer: Gersdorff.

⁷² KB, S. 84, 194; Spiegelbericht, S. 29–30. Im Spiegelbericht, S. 30, heißt es, Zünder und Sprengstoff seien englischer Herkunft gewesen; nach den KB, S. 128 hätte es sich dann um das englische Material Hexogen, auch Hexonit genannt, gehandelt. Dies ist also heute noch (bzw. war 1950) die Auffassung der Kriminalpolizisten, die dem Spiegel berichteten; ferner war es am 3. August 1944 die Auffassung der innerhalb der Sonderkommission des RSHA für die Sprengstofffragen zuständigen Gestapo-Beamten, und W[aizenegger] bestätigt sie. Aber schon am 10. August 1944 wird einem KB (S. 188–194) eine Übersicht über zum Attentat vorgesehene und verwendete verschiedene Spreng- und Zündmaterialien beigelegt, nach welcher der verwendete Sprengstoff kombiniertes deutsch-englisches „Sprengmaterial“ war; da der Zünder mit Sicherheit englischer Herkunft war, könnte also der Sprengstoff selbst doch deutschen Ursprunges gewesen sein.

⁷³ Lechler; John von Freyend; Puttkamer; Sander; „Vorgänge im FHQu am 20. 7. 44 (Attentat auf den Führer)“, Kraus, a. a. O., S. 139; „Mitteilungen . . .“, Kraus, a. a. O., S. 142. Dagegen heißt es in einer Mitteilung Keitels für die Oberbefehlshaber bis zur Armee herunter vom 22. 7. 44 („3. Aufzeichnung über die Vorgänge des 20. 7. 44“, Kraus, a. a. O., S. 146), ein „Begleitoffizier“ habe Stauffenberg „bei dem Transport seiner Taschen [sic], in denen sich die Sprengvorrichtung befand“ vom OKW-Bunker zur Lagebaracke geholfen. Dies ist, wie zu sehen sein wird, nicht ganz richtig; allerdings gab es tatsächlich „Taschen“, in denen sich Sprengstoff befand: Haeften hatte ja noch das andere Paket, das später auf der Fahrt zum Flugplatz weggeworfen wurde.

Spätere Behauptungen, man habe sich über das Gewicht der Tasche oder darüber, daß

Erst wenige Schritte vor der Lagebaracke wandte sich Stauffenberg selbst an John von Freyend und gab ihm seine Aktentasche mit der Bitte, ihn (und damit die Tasche) möglichst nahe bei Hitler zu placieren, damit er alles verstehen könne^{73a}.

Die Lagebesprechung hatte schon mit dem Vortrag der „Ostlage“ durch Generalleutnant Heusinger begonnen, als Buhle, Stauffenberg und zuletzt John von Freyend im Lagezimmer eintraten, wo Stauffenberg Hitler von Keitel gemeldet und von Hitler begrüßt wurde^{73b}. John von Freyend placierte nun Stauffenberg unmittelbar rechts von dem vortragenden Heusinger, indem er den Ständigen Vertreter des Oberbefehlshabers der Marine im Führerhauptquartier Konteradmiral Hans-Erich Voß bat, Stauffenberg seinen Platz neben Heusinger zu überlassen, was Voß sofort und bereitwillig tat⁷⁴. Stauffenberg bemühte sich weiterhin, seine Aktentasche günstig zu placieren, zu welchem Zwecke er sich wohl auch einmal bückte und schließlich ein wenig drängelte, dabei war ihm besonders der Oberst Brandt im Wege⁷⁵. Schließlich stellte er seine Mappe unter die rechte Hälfte des großen Lage-

Stauffenberg sie sich nicht tragen lassen wollte, gewundert (so z. B. Spaeter, a. a. O., S. 565), müssen natürlich mit Skepsis aufgenommen werden. Das Mitbringen von Aktentaschen war durchaus üblich. Höchstens Lechler und John von Freyend könnten sich gewundert haben; diese aber schrieben Stauffenbergs Verhalten dem Ehrgeiz des Schwerkriegsbeschädigten zu. Das Gewicht der Taschen mit 1 bis 1½ kg Inhalt war nicht ungewöhnlich.

^{73a} John von Freyend.

^{73b} John von Freyend; Warlimont, a. a. O., S. 472. Nach ABmann, a. a. O., S. 455; John von Freyend; Spiegelbericht, S. 32; Nach Puttkamer und Sonnleithner gab Hitler Stauffenberg die Hand.

Die Zeitangaben schwanken natürlich etwas, jedoch sind sich mehr als sechs Zeugen einig, daß Stauffenberg das Lagezimmer einige Minuten nach Beginn der „Lage“ betrat: Heusinger, a. a. O., S. 352–353; Buchholz; John von Freyend; Puttkamer; Sonnleithner; Voß; „Mitteilungen . . .“, Kraus, a. a. O., S. 142; Spiegelbericht, S. 32; Buchholz spricht von fünf, Puttkamer sogar von zehn Minuten Verspätung. Dagegen berichten Below („Hitlers Adjutant . . .“) und Waizenegger, Keitel und Stauffenberg seien schon vor Beginn der „Lage“ im Lagezimmer gewesen und Hitler habe erst dann den Raum betreten, W[aiizenegger] noch mit der Variante, Jodl sei zu spät gekommen. ABmann, a. a. O., S. 455 scheint sich in diesem Punkte auf Below zu stützen. Der Fortsetzer des Tätigkeitsberichts des Chefs des Heerespersonalamts . . . (Schmundt selbst war ja nach dem Anschlag schwer verletzt ins Lazarett gebracht worden), der allerdings nicht selbst Zeuge war, berichtet S. 163 ebenfalls, Stauffenberg habe seine Tasche mit der Bombe vor Beginn der Besprechung im Lagezimmer abgestellt.

Keitels angebliches Drängen zur Eile auf dem Weg zur „Lage“, weil man schon verspätet sei, würde wohl gut zu Keitel passen, ist aber nur im Spiegelbericht, S. 31 bezeugt und kann auch als dramatisierende Ausschmückung verstanden werden.

Der tatsächliche Zeitpunkt des Beginns der Lagebesprechung an diesem Tag kann nicht mehr genau festgestellt werden; er dürfte aber nur unerheblich vor oder nach 12.30 Uhr liegen (Warlimont, a. a. O., S. 472; „Mitteilungen . . .“, Kraus, a. a. O., S. 142).

⁷⁴ John von Freyend. Vgl. Anm. 83.

⁷⁵ John von Freyend; Sonnleithner, der nach seinen eigenen Angaben bei den militärischen Besprechungen nichts zu tun hatte, als etwa später Ribbentrop zu berichten und die ständige Verbindung zwischen dem Auswärtigen Amt und dem FHQu aufrechtzuerhalten, langweilte sich meistens, da er als Nichtmilitär abseits stehen mußte und also nicht einmal auf den

Tischsockels⁷⁶. Ohne irgendwie aufzufallen, verließ Stauffenberg das Lagezimmer formlos nach einigen Minuten⁷⁷.

Unmittelbar vor der Explosion der Sprengmasse befanden sich die folgenden Personen im Lagezimmer: Hitler, Keitel, Heusinger, Jodl, der Stellvertretende Chef des WFSt Generalleutnant Walter Warlimont, Sonnleithner, Waizenegger, der Zweite Generalstabsoffizier beim Chef des WFSt Major d. G. Herbert Büchs, John Karten verfolgen konnte, was besprochen wurde. Er hatte deshalb genug Zeit, den anderen zuzusehen und hat dabei die geschilderten Vorgänge beobachtet.

⁷⁶ KB, S. 85: „... rechts neben Oberst Brandt“. Heusinger, a. a. O., S. 353: „Schießt die Mappe neben Brandt unter den Tisch und geht hinaus.“ Heusinger dürfte jedoch kaum Zeit gehabt haben, dies während seines Vortrages selbst zu bemerken, und schöpfte daher wohl auch aus anderer Quelle. „Mitteilungen ...“, Kraus, a. a. O., S. 142; Puttkamer; Sonnleithner; Waizenegger; Voß.

Es ist nicht sicher, ob Stauffenberg die Tasche selbst an die Hitler abgewandte Seite des rechten äußeren Tischsockels stellte, wie John von Freyend und Waizenegger behaupten, wo sie im Augenblick der Explosion vermutlich gestanden ist, oder ob ein Besprechungsteilnehmer den Standort der Tasche verändert hat, nachdem Stauffenberg schon hinausgegangen war. Waizenegger betont ausdrücklich, Stauffenberg habe die Tasche auf der äußeren, Hitler abgewandten Seite des Sockels abgestellt und bezeichnet das als schweren Fehler. Ebenso Afßmann, a. a. O., S. 455; Below, „Hitlers Adjutant ...“; Spiegelbericht, S. 32. Buchholz dagegen behauptet, Brandt habe die Tasche von innen nach außen gestellt.

⁷⁷ Auch hierzu gibt es die verschiedensten Versionen. Nach dem Spiegelbericht, S. 51–52, hatte Stauffenberg schon beim Betreten der Lagebaracke dem Telephonisten gesagt, er erwarte ein dringendes Gespräch aus Berlin; im Lagezimmer habe er dann zu Oberst Brandt gesagt, er müsse schnell nach seinem Gespräch fragen, das noch nicht da sei. Ähnlich Afßmann, a. a. O., S. 455; Heusinger, a. a. O., S. 353; Martin Bormann in *The Bormann Letters: The Private Correspondence between Martin Bormann and His Wife from January 1943 to April 1945*, London 1954, S. 66 ohne Erwähnung Brandts. Da Brandt durch die Explosion umgekommen ist und wohl auch vor seinem Tode nicht mehr vernommen werden konnte, muß diese Version als unbelegt angesehen werden, solange kein authentisches und überzeugendes Zeugnis beigebracht werden kann. Der später befragte Telephonist, Wachtmeister Adam, sagte nichts von einem angemeldeten oder erwarteten Telefongespräch (KB, S. 85; Puttkamer; Sander). Below („Hitlers Adjutant ...“), der die einzige dafür in Frage kommende Quelle, Adam, nicht nennt, meint, Stauffenberg habe sein Gespräch erst nach dem Verlassen des Lagezimmers angemeldet, dann aber nicht abgewartet. John von Freyend berichtet, Stauffenberg sei einige Schritte vom Tisch zurückgetreten und habe ihm ein Zeichen gegeben, worauf beide auf den Flur hinausgegangen seien, wo Stauffenberg eine Verbindung mit Fellgiebel verlangt habe; John von Freyend habe darauf dem Wachtmeister Adam eine entsprechende Anweisung gegeben, Adam habe vermittelt und Stauffenberg habe den Hörer genommen; darauf sei John von Freyend wieder ins Lagezimmer an seinen Platz gegangen. Buchholz dagegen berichtet aus etwas frischerer Erinnerung, Stauffenberg sei ans Telefon hinausgerufen worden, ebenso Voß, wozu aber wiederum die Bestätigung von Adam fehlt. Puttkamer, Sonnleithner und Waizenegger schließlich sagen, Stauffenberg habe ganz einfach den Raum verlassen.

Wesentlich ist nicht so sehr der Vorwand für Stauffenbergs Hinausgehen, sondern die Tatsache, daß es überhaupt nicht auffiel – so wenig, daß hinterher eigentlich niemand mehr etwas davon wußte. Während der Lagebesprechungen kam oder ging immer wieder einmal jemand, um Unterlagen zu beschaffen, einen Auftrag auszuführen, jemand herbeizuholen usw. (Puttkamer; Sonnleithner; Waizenegger). Waizenegger und Warlimont (a. a. O., S. 472) sprechen sogar von ständigem Kommen und Gehen.

von Freyend, der Stenograph Buchholz, der Persönliche Adjutant SS-Hauptsturmführer Otto Günsche, Below, der Verbindungsführer der Waffen-SS beim Führer SS-Gruppenführer Hermann Fegelein, Konteradmiral Voß, Buhle, der Beauftragte des Führers für die Geschichtsschreibung des Krieges Walther Scherff, der Stenograph Dr. Heinrich Berger, Puttkamer, der Adjutant der Wehrmacht (Heer) beim Führer Oberstleutnant Heinrich Borgmann, Aßmann, Schmundt, der Ständige Verbindungsoffizier des Reichsmarschalls beim Führer General der Flieger Karl Bodenschatz, der Erste Mitarbeiter von General Heusinger Oberst i. G. Heinz Brandt, der Chef des Generalstabes der Luftwaffe General der Flieger Günther Korten. Hitler hatte sich, etwa in der Mitte der der Tür zugewandten Längsseite des Tisches, gerade auf einen der unter dem Tisch bereitstehenden, mit Strohgeflecht bezogenen Hocker gesetzt oder doch sich weit über die auf dem Tisch liegenden Karten gebeugt. Rechts neben ihm stand, wie üblich, der Vortragende, General Heusinger, rechts neben diesem Oberst Brandt, der die zum Vortrag gehörenden Karten vorlegen mußte⁷⁸. Noch weiter rechts neben Brandt hatte sich Waizenegger gerade zu dem runden Tisch in der Ecke gewandt, um die Karten, die er nachher als Adjutant Jodls bei dessen Vortrag vorlegen mußte, in die rechte Ordnung zu bringen⁷⁹. Ebenfalls in diesem Teil des Raumes ging Buhle auf und ab, und zwar wütend: Stauffenberg war während des Vortrages über die „Ostlage“ vermißt worden, als Hitler nach irgendeinem Detail fragte und Buhle sagte, dazu könne ja Stauffenberg Auskunft geben. Stauffenberg hatte aber dann gefehlt. Buhle war hinausgegangen und, ohne ihn gefunden zu haben, wieder hereingekommen⁸⁰. In einer Fensternische saß Puttkamer halb auf dem Sims⁸¹; auf der Hitler gegenüberliegenden Längsseite des Tisches, am rechten Ende, saß der später getötete Stenograph Berger, am linken Ende der gleichen Tischseite der Stenograph Buchholz⁸². Dazwischen standen u. a. noch Aßmann und Voß, der zuerst zwischen Heusinger und Brandt gestanden, dann aber um den Tisch herum auf die gegenüberliegende Seite gegangen war⁸³. Links

⁷⁸ Soweit übereinstimmend Buchholz, Waizenegger, Voß; Aßmann, a. a. O., S. 457 berichtet, zwischen Heusinger und Brandt sei noch Korten gestanden, während Korten nach Waizenegger gegenüber von Hitler auf der anderen Seite des Tisches und nach Buchholz an der rechten Stirnseite des Tisches, und zwar an der entfernten Ecke stand. Es ist nicht sinnvoll, die Standorte aller Teilnehmer genau festlegen zu wollen, schon da die Erinnerung der Überlebenden gar nicht so genau sein kann und die entstehenden Widersprüche doch nicht geklärt werden können. Es werden daher nur die mit einiger Sicherheit feststellbaren Standorte erwähnt, die auch schon zur Beurteilung der Sprengwirkung einigermaßen ausreichen.

⁷⁹ Waizenegger.

⁸⁰ Aßmann, a. a. O., S. 455; Puttkamer. Nach Sander, dem der Wachtmeister Adam kurz nach der Explosion unaufgefordert alles erzählte, was er gesehen hatte, hat Buhle bei Adam dreimal nach Stauffenberg gefragt; Adam sollte offenbar Stauffenberg telefonisch suchen. Nach Below („Hitlers Adjutant . . .“) war es Keitel, der Stauffenberg suchte.

⁸¹ Puttkamer.

⁸² Aßmann, a. a. O., S. 457; Buchholz; Waizenegger (allerdings mit der Abweichung, daß die Stenographen an den Stirnseiten gesessen hätten).f

⁸³ Aßmann, a. a. O., S. 457; Waizenegger. Voß berichtet, er sei auf die andere Seite des Tisches gegangen, um den Namen einer Ortschaft auf der Karte zu lesen. Vgl. S. 270

von Hitler, vielleicht einen halben Schritt zurück, stand Keitel, links neben diesem Jodl⁸⁴. An der linken Stirnseite des Tisches stand Sonnleithner⁸⁵.

Zwischen 12.40 Uhr und 12.50 Uhr erfolgte dann die Explosion der Bombe⁸⁶. Zahlreiche Teilnehmer der Besprechung wurden leicht bis schwer verletzt. Unter den Schwerverletzten waren Brandt und Korten, die beide am 22. Juli im Lazarett Karlshof bei Rastenburg gestorben sind; Berger ist noch am 20. Juli gestorben; Schmundt ist seinen Verletzungen am 1. Oktober im Lazarett bei Rastenburg erlegen. Mittlere und leichtere Verletzungen erlitten Bodenschatz, Puttkamer, Abmann, Buhle, Heusinger, Jodl, Scherff, Borgmann, Voß, Fegelein, John von Freyend. Allen anderen sind, außer sonstigen leichten Verletzungen, die Trommelfelle geplatzt und alle bis auf Keitel erlitten Gehirnerschütterungen⁸⁷. Die tödlich bzw. schwer Verletzten hatten alle rechts von Hitler, an der rechten Tischhälfte gestanden, während alle, die nur mittlere oder leichte Verletzungen erlitten hatten, links gestanden hatten. Hitler selbst, der sich wohl im Augenblick der Explosion über den Tisch beugte und außerdem durch die Tischsockel und die zwischen ihm und dem Explosionsherd stehenden Menschen geschützt war, kam mit ganz leichten Verletzungen davon; er hatte u. a. eine Prellung des rechten Ellbogens, geplatzte Trommelfelle, Verbrennungen, Hautabschürfungen⁸⁸. Schließlich wurden allen Anwesenden, die lange Hosen trugen, diese Hosen durch den von unten kommenden Explosionsdruck in lange Streifen zerrissen, während den Trägern von Schaftstiefeln dies erspart blieb⁸⁹.

Die Zerstörungen in der Baracke waren beträchtlich: Der schwere Eichentisch war zusammengebrochen, wenigstens eine der Stützplatten und etwa ein Fünftel der Tischplatte waren zerschmettert, die Wände zum östlich vom Mittelgang gelegenen, an den Lageraum grenzenden Zimmer waren niedergerissen, im Bretterboden klaffte ein Loch von einem halben Meter Durchmesser, wo die Bombe explo-

⁸⁴ Abmann, a. a. O., S. 457; Waizenegger.

⁸⁵ Abmann, a. a. O., S. 457; Sonnleithner.

⁸⁶ Spiegelbericht, S. 32; W[aiizenegger] und Below, „Hitlers Adjutant...“: 12.40. Spaeter, a. a. O., S. 565: 12.42. Buchholz: Etwa 12.45. KB, S. 83: gegen 12.50. Schmundt, a. a. O., S. 163: „Vorgänge...“, Kraus, a. a. O., S. 139; „Mitteilungen...“, Kraus, a. a. O., S. 142; Linge, S. 29: 12.50. Nach John von Freyend erläuterte Korten im Augenblick der Explosion gerade Heusingers Vortrag mit einer Luftaufklärungsmeldung.

⁸⁷ Below, „Hitlers Adjutant...“; Buchholz; Puttkamer; Sonnleithner; Waizenegger; Schmundt, a. a. O., S. 163–164; KB, S. 83; Wolf Keilig, Das deutsche Heer 1939–1945, Gliederung, Einsatz, Stellenbesetzung, Bad Nauheim 1956ff., S. 211/1–378; „Mitteilungen...“, Kraus, a. a. O., S. 143.

Zur Art der Verletzungen: Dem Stenographen Berger, der ganz nahe beim Explosionsherd saß und der also beide Beine unter dem Tisch hatte, wurden diese bis zu den Knien hinauf abgerissen; Brandt verlor ein Bein; Korten war ein großer Holzsplitter in den Leib gedrungen; Schmundt hatte schwere Oberschenkelverletzungen und verlor außerdem durch einen Holzsplitter ein Auge (Buchholz).

⁸⁸ Below, „Hitlers Adjutant...“; Buchholz; Puttkamer; Sonnleithner; Waizenegger; Schmundt, S. 163; „Mitteilungen...“, Kraus, a. a. O., S. 143.

⁸⁹ Below, „Hitlers Adjutant...“; John von Freyend; Puttkamer.

diert war, die Wand- und Deckenverkleidungen aus Preßstoff waren vor allem auf der rechten Seite des Raumes eingedrückt, die Fenster, Vorhänge, Telephone, Lampen usw. waren in Mitleidenschaft gezogen oder zerfetzt worden, Stühle waren zerbrochen, der Fußboden im Umkreis von etwa zwei bis drei Metern um den Explosionsherd herum eingedrückt⁹⁰. Die untere Druckwelle hatte sich ihren Weg durch die Hohlräume unter dem Fußboden gebahnt und an verschiedenen Stellen der Baracke den Fußboden aufgewölbt, während die obere Druckwelle hauptsächlich die Zerstörungen im Lagezimmer selbst anrichtete⁹¹.

Jeder, der sich noch bewegen konnte, versuchte natürlich, so rasch wie möglich ins Freie zu gelangen, schon um eventuellen weiteren Explosionen zu entgehen. Aber der zweite Gedanke der meisten galt dann doch wohl Hitler und den etwa schwerer Verletzten, und man begann sich nach ihnen umzusehen⁹². Hitler jedoch ging inzwischen schon, gestützt auf Keitel, durch den Flur der Baracke zum Ausgang und begab sich von hier unmittelbar zu seinem Bunker, wo er sich sogleich umzog⁹³.

IV

Stauffenberg begab sich sofort nach Verlassen des Lageraumes zu Fuß zurück zum Dienstzimmer Sanders im Bunker der Adjutantur der Wehrmacht, in dessen Nähe auch das vom Lagerkommandanten zur Verfügung gestellte Auto geparkt war⁹⁴. Sander hatte noch, nachdem Stauffenberg zur Lagebesprechung gegangen war, im Auftrag von General Fellgiebel – er war gegen seine sonstige Gewohnheit bei gelegentlichen Besuchen im Führerhauptquartier schon sehr früh und unangemeldet vom OKH herübergekommen, ohne irgend etwas über den Zweck seines Besuches zu sagen – in der Lagebaracke angerufen und dem in der dortigen Vermittlung diensttuenden Wachtmeister Adam, einem jener Menschen, die, mit oder ohne

⁹⁰ Reproduktionen; KB, S. 85.

⁹¹ KB, S. 85–84.

⁹² ABmann, a. a. O., S. 456; Below, „Hitlers Adjutant . . .“; Buchholz; John von Freyend; Puttkamer; Waizenegger und W[aizenegger]; „Mitteilungen . . .“, Kraus, a. a. O., S. 143.

Ob jemand zum Fenster hinausgeschleudert wurde, wie gelegentlich behauptet wird, ist nicht sicher. Puttkamer jedenfalls, der auf einem Fenstersims gesessen war, berichtete, der Luftdruck habe ihn vielmehr hereingeschleudert. Allerdings haben manche Anwesende nach der Explosion durch ein Fenster das Freie gewonnen, aber mit eigener Kraft; so Below, Puttkamer und Waizenegger.

⁹³ ABmann, a. a. O., S. 456; Buchholz; Puttkamer; Waizenegger und W[aizenegger]; Sander. Below („Hitlers Adjutant . . .“) behauptet davon abweichend, er habe Hitler, von zwei Dienern gestützt, aus der Baracke kommen sehen.

⁹⁴ Bisher stehen dem Verfasser an unmittelbaren Zeugnissen über Stauffenbergs Bewegungen nach dem Verlassen der Lagebesprechung nur die Mitteilungen Sanders und die in den KB verwerteten Aussagen der an den Punkten, die Stauffenberg passieren mußte, Diensthabenden zur Verfügung. Der Spiegelbericht stützt sich auf ähnliche Quellen, ebenso Spaeter. Ferner gibt es noch die aus zweiter oder dritter Hand stammenden Äußerungen von ABmann; Below („Hitlers Adjutant . . .“); Buchholz; John von Freyend; Puttkamer; Sonnleithner; Voß; Waizenegger; „Mitteilungen . . .“, Kraus, a. a. O., S. 144; Schmudt, a. a. O., S. 164.

Auftrag, alles sehen und bemerken, befohlen, er solle Stauffenberg nach Beendigung der Lagebesprechung zu Sanders Dienstgebäude bitten⁹⁵. Kurz darauf war Haefen im Arbeitszimmer Sanders erschienen, wo auch Fellgiebel sich aufhielt, und hatte unter Übergang von Sander, indem er sich direkt an Fellgiebel wandte, in äußerst erregtem Tone die sofortige Wiederherbeischaffung des Wagens gefordert, der von der Kommandantur zur Verfügung gestellt, nun aber anscheinend zurückgezogen worden sei. Während Sander darauf mit der Kommandantur telephonierte, um einen Wagen kommen zu lassen, wobei Sander gebeten wurde, Stauffenberg an seine Verabredung zum Essen beim Kommandanten Oberstleutnant Streve zu erinnern, sah Stauffenberg ins Zimmer herein und meldete sich General Fellgiebel als zur Besprechung bereit⁹⁶.

Hierauf gingen Fellgiebel und Stauffenberg vor den Bunker, und zwar beim nördlichen Ausgang, wo sich auch der kleine Parkplatz befand; Sander folgte nach einigen Augenblicken⁹⁷. Die Lagebaracke konnte man von hier aus nicht sehen, weil das sich von Südosten nach Nordwesten erstreckende Gebäude des Heerespersonalamtes die Sicht versperrte, wozu allerdings auch schon die zwischen Lagebaracke und Adjutantur stehenden Bäume ausgereicht hätten⁹⁸. Sander meldete nun Stauffenberg, daß ein Auto kommen werde und daß Oberstleutnant Streve ihn zum Essen erwarte⁹⁹. Stauffenberg meinte darauf, er müsse zuerst noch einmal zur „Lage“¹⁰⁰; übrigens verfüge er selbst über einen Wagen¹⁰¹. Damit war er allerdings im Irrtum, er wußte noch nicht, daß der Wagen der Kommandantur nicht mehr da war. Aber nach kurzer Zeit war der von Sander angeforderte Wagen eingetroffen.

⁹⁵ KB, S. 85; Sander.

⁹⁶ Ebenda.

⁹⁷ Ebenda.

⁹⁸ Sander; Puttkamer.

⁹⁹ KB, S. 85; Sander.

¹⁰⁰ Dies vielleicht als Sicherung, falls die Bombe nicht losgehen sollte. Es ist ferner nicht auszuschließen, daß Stauffenberg dann die andere Bombe gezündet und mitgenommen hätte. Nach dem Spiegelbericht hatte sie ebenfalls einen Zünder für eine Verzögerung von zehn Minuten; es muß aber hier eine zu weitgehende Anwendung des Begriffes „gleichartig“ angenommen werden. Nach dem viel früher, am 26. Juli 1944, abgefaßten Bericht der Tatortkommission des RSHA war die Zünddauer des Zünders der zweiten Bombe dreißig Minuten (KB, S. 84). Vgl. Anlage II.

¹⁰¹ Nach den KB, S. 85–86 hätte Sander auf Stauffenbergs Bemerkung, er habe einen Wagen, seine Anforderung rückgängig gemacht. Ein Irrtum der Verfasser des betreffenden „Kaltenbrunner-Berichtes“ ist aber durchaus möglich, und Sander ist völlig sicher – er hat dies dem Verfasser wiederholt mündlich und brieflich bestätigt –, daß Stauffenberg mit dem wiederbeschafften Wagen weggefahren ist. Man stelle sich vor, was hätte geschehen oder nicht geschehen können, wenn Stauffenberg aus dem FHQu nicht mehr herausgekommen wäre! Die Zeit dürfte für die Wiederbeschaffung des Wagens ausgereicht haben unter der Voraussetzung, daß er wirklich sofort bei der Kommandantur abfuhr. In dem Bericht „Vorgänge . . .“ heißt es (Kraus, a. a. O., S. 139), daß Stauffenberg sich von Sander ein Auto „geben ließ“, und nach Schmundt, a. a. O., S. 164, hat Fellgiebel es zur Verfügung gestellt. Dies darf als Bestätigung der Erinnerung Sanders aufgefaßt werden: es läuft doch immer darauf hinaus, daß Sander – sei es unmittelbar oder im Auftrag Fellgiebels – Stauffenberg ein Fahrzeug beschafft hat.

Nachdem Fellgiebel, Stauffenberg und Sander einige Augenblicke vor dem Nordausgang des Bunkers der Adjutantur im Gespräch gestanden waren, erfolgte die Explosion. Stauffenberg zuckte deutlich und ungemein heftig zusammen¹⁰². Fellgiebel fragte bestürzt, was denn das gewesen sein könnte, worauf Sander erklärte, es komme häufig vor, daß jemand schieße oder daß eine Mine etwa durch ein Reh ausgelöst werde und explodiere¹⁰³.

Nach der Explosion erklärte Stauffenberg sofort, er werde nicht mehr zur „Lage“ gehen, sondern sich sogleich zu Streve begeben und bestieg augenblicklich mit Haeften das Auto. Von der Explosion bis zur Abfahrt Stauffenbergs ist nicht mehr als eine halbe Minute vergangen¹⁰⁴.

Auf dem kürzesten Wege zu dem Tor, durch welches Stauffenberg gekommen war und durch welches er den Sperrkreis I auch wieder verlassen mußte, fuhr er vor dem Sondersperrkreis vorbei, in dem sich die Lagebaracke befand. Bis zu dem Punkt, von dem aus man die Lagebaracke sehen konnte, waren es vom Parkplatz aus etwa 150 m oder nur wenig mehr¹⁰⁵. Stauffenberg und Haeften sind also mindestens 30 Sekunden, höchstens aber 1 bis 2 Minuten nach der Explosion an der Lagebaracke vorbeigefahren, die sie aus etwa 50 bis 70 m Entfernung von der Lagerstraße aus sehen konnten¹⁰⁶. Sie bekamen so einen allgemeinen Eindruck von den Zerstörungen: eine Qualmwolke stand über der Baracke und Kartenfetzen wirbelten überall in der Luft herum, Gestalten mit zerfetzten Kleidern, schwarzen Gesichtern und abgesengten Haaren taumelten aus der Baracke heraus und umher. Aber Personen konnten Stauffenberg und Haeften nicht mit Sicherheit identifizieren¹⁰⁷.

Stauffenberg und Haeften passierten danach die Wache I, wo sie zunächst angehalten wurden¹⁰⁸. Der wachhabende Leutnant hatte nämlich die Explosion in

¹⁰² Sander: „Ich habe noch nie in meinem ganzen Leben einen Menschen so zusammenzucken sehen.“

¹⁰³ KB, S. 86; Sander. Vgl. „Vorgänge . . .“, Kraus, a. a. O., S. 139.

¹⁰⁴ KB, S. 86; Sander; derselbe in Annedore Leber und Freya Gräfin von Moltke, Für und wider, Entscheidungen in Deutschland 1918–1945, Berlin–Frankfurt/M. 1961, S. 205.

¹⁰⁵ Sander; Leber-Moltke, a. a. O., S. 205.

¹⁰⁶ Ebenda.

¹⁰⁷ Aus dem fahrenden Auto und aus der genannten Entfernung von etwa 50 bis 70 m war dies schon unter normalen Umständen schwierig. Es ist möglich, daß Stauffenberg oder Haeften oder beide den vielleicht schon herausgetragenen Stenographen Berger auf dem Platz vor der Baracke liegen sahen, der ebensolche schwarze Hosen wie Hitler getragen haben soll (Sander). Nach Hoepners Zeugnis vor dem Volksgerichtshof hat Stauffenberg „alles das von außen gesehen“; Stauffenberg, so sagte Hoepner aus, habe in der Bendlerstraße in Berlin berichtet: „Ich habe alles das von außen gesehen; ich habe außerhalb der Baracke [welcher?] zusammen mit General Fellgiebel gestanden; da ist eine Explosion in der Baracke erfolgt, und da habe ich nur noch gesehen, wie eine große Anzahl Sanitäter herübergelaufen sind, Wagen hingbracht worden sind; diese Detonation war so, als ob eine 15-cm-Granate hineingeschlagen hätte; da kann kaum noch jemand am Leben sein!“ (Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg 14. November 1945–1. Oktober 1946, Bd. XXXIII, Nürnberg 1949, S. 402.) Vgl. „Mitteilungen . . .“, Kraus, a. a. O., S. 143.

¹⁰⁸ KB, S. 86.

der nahen Lagebaracke bemerkt und daraufhin Sperre angeordnet. Da aber Stauffenberg im Besitz eines gültigen Ausweises und dem Wachhabenden vom Ansehen bekannt war, durfte er mit Haeften passieren. Der allgemeine Alarm war noch nicht ausgelöst worden¹⁰⁹.

Von der Wache I fuhr Stauffenberg in südlicher Richtung durch den Sperrkreis II zur Außenwache Süd, wo er wieder angehalten wurde¹¹⁰. Inzwischen war der Alarm in Kraft getreten und Stauffenberg hatte hier schon bedeutend größere Schwierigkeiten, durchzukommen, als bei der Wache I¹¹¹. Die Schranke war geschlossen, Spanische Reiter lagen vor der Ausfahrt¹¹². Der Wachhabende, Feldwebel Kolbe vom Führer-Begleit-Bataillon, ließ sich von Stauffenbergs Auftreten nicht beeindrucken, rief aber auf seinen Wunsch hin in der Kommandantur an, wo sich Rittmeister von Möllendorf meldete¹¹³. Stauffenberg sprach dann selbst mit Möllendorf und sagte ihm, er müsse unbedingt um 13.15 Uhr abfliegen und habe von Streve die Erlaubnis zum Verlassen der „Wolfsschanze“¹¹⁴. Möllendorf, der nicht wußte, weshalb der Alarm ausgelöst worden war, gestattete Stauffenberg, den er ja kannte und dessen Berechtigung zum Aufenthalt in der Anlage „Wolfsschanze“ ihm ebenfalls bekannt war, die Anlage zu verlassen¹¹⁵. Kolbe ließ sich die Erlaubnis noch einmal selbst von Möllendorf bestätigen, und dann konnten Stauffenberg und Haeften passieren. Um 13.15 Uhr flogen sie vom Flugplatz Rastenburg ab¹¹⁶. Ein Anruf aus dem Führerhauptquartier, der das Aufsteigen der Maschine verhindern sollte, kam zu spät¹¹⁷.

¹⁰⁹ Die Auslösung erfolgte ungefähr 1 bis 2 Minuten später. KB, S. 86. Stauffenbergs schwere Kriegsverletzungen dürften auch dazu beigetragen haben, daß ihm mehr Vertrauen entgegengebracht wurde, als er sonst wohl unter den Umständen genossen haben würde.

Dem Spiegelbericht, S. 32, zufolge hat Stauffenberg gesagt, auf dem Flugplatz (in Berlin?) warte Generaloberst Fromm auf ihn; er habe dann von der Wache aus mit einer Stelle im FHQu telephonierte und darauf dem wachhabenden Leutnant gesagt, er dürfe passieren.

¹¹⁰ KB, S. 86; Spiegelbericht, S. 32: „Osttor“.

¹¹¹ KB, S. 86; Sander. Im Spiegelbericht, S. 32 heißt es, die dortige Wache – die Tor- und Sperrkreisbezeichnungen sind offensichtlich unrichtig – habe die Explosion gehört und daraufhin, wie auch die benachbarten Wachen, die Sperre sogleich durchgeführt.

Übrigens ist hier ein weiterer der „seidenen Fäden“, an denen das Gelingen des Staatsstreichs hing: Ohne Stauffenbergs Rückkunft nach Berlin hätte es ja dort weder eine „sichere“ Nachricht vom Tode Hitlers gegeben, noch überhaupt einen Staatsstreich, wohl auch nicht nach einem gelungenen Anschlag in der „Wolfsschanze“.

¹¹² Spiegelbericht, S. 32; Spaeter, a. a. O., S. 566.

¹¹³ KB, S. 86; Spiegelbericht, S. 32; Spaeter, a. a. O., S. 566. Oberstleutnant Streve befand sich schon beim Tatort oder auf dem Wege dorthin. Diese Tatsache ist nicht unwichtig; denn es ist immerhin fraglich, ob Streve als äußerst strenger Lagerkommandant, der er war (Sander), *irgendjemand* hätte passieren lassen.

¹¹⁴ KB, S. 86.

¹¹⁵ Ebenda; Spiegelbericht, S. 32; Spaeter, a. a. O., S. 566.

¹¹⁶ Ebenda; „Mitteilungen des Oberst d. G. Meichsner, Abt.-Leiter der Abt. Org., 25. 7., 9 Uhr“, Kraus, a. a. O., S. 148–150: 13.15 Uhr. Nach Buchholz war der Flugplatz „etwa 15 Fahrminuten“ vom Sperrkreis I entfernt.

¹¹⁷ Sander.

V

Schließlich ist noch ein Wort über die nach dem Attentat über das Führerhauptquartier verhängte Nachrichtensperre und über die Rolle des Generals Fellgiebel bei dieser Maßnahme zu sagen; denn diese Vorgänge hängen unmittelbar mit dem Anschlag zusammen und hatten einen erheblichen Einfluß auf den weiteren Ablauf des Staatsstreichversuches¹¹⁸.

Kurz nachdem Stauffenberg und Haefen vom Parkplatz beim Bunker der Adjutantur weggefahren waren – Fellgiebel und Sander standen noch vor der Tür, die Sander offengelassen hatte, damit er das Telephon hören konnte – rief Below aus der Vermittlung, die zwischen 80 und 150 m von der Lagebaracke entfernt lag, an und bat Sander, er möge sofort zur Vermittlung kommen¹¹⁹. Unter diesen Umständen mußte Sander natürlich der Explosion, die er gehört hatte, größere Bedeutung beimessen; er setzte sich also unverweilt in Bewegung und rief Fellgiebel nur noch zu, er gehe zur Vermittlung und Fellgiebel möge auch kommen; Fellgiebel folgte Sander dann sehr gemächlichen Schrittes¹²⁰. In der Vermittlung erfuhr Sander von dem blutüberströmten Below, der inzwischen noch einmal im Führersperrkreis gewesen war, zum erstenmal von dem Attentat auf Hitler zugleich mit dem anscheinend von Hitler gegebenen Auftrag, sofort Göring und Himmler herbeizubeordern, vom Attentat jedoch nichts nach außen dringen zu lassen¹²¹.

Hierauf hat Sander sofort alle Stöpsel aus den Klappenschränken in der Vermittlung reißen lassen und den Telephonisten befohlen, zwei Meter Abstand von den Klappenschränken einzuhalten. Dann rief Sander persönlich die Adjutantur Görings an, der sein Hauptquartier ebenso wie Himmler in der Nähe hatte, und verlangte diesen selbst zu sprechen, was erst nach einigem Hin und Her gelang. Danach rief Sander bei Himmler an, den er, genauso wie Göring, ohne Angaben von Gründen bat, auf Befehl Hitlers sofort in die „Wolfsschanze“ zu kommen. Sander war etwas überrascht, als Himmler zunächst, ehe er sein Kommen zusagte, fragte, ob alle Sicherheitsmaßnahmen in Kraft getreten seien – er konnte von dem Attentat noch nicht unterrichtet sein. Sander antwortete, er könne nur sagen, daß er fernmeldetechnisch das Nötige veranlaßt habe. Darauf erklärte Himmler, er werde sofort kommen. Schließlich rief Sander, der zu dieser Zeit als einziger außer Fellgiebel von der „Wolfsschanze“ nach außen telephonieren konnte, noch den Gesandten

¹¹⁸ Quelle hierzu ist vor allen Sander, der einzige überlebende Zeuge, der die Vorgänge im Zusammenhang kennt.

¹¹⁹ Below, Mitteilungen; Sander; Leber-Moltke, a. a. O., S. 205.

¹²⁰ Ebenda.

¹²¹ Hierzu und zum Folgenden: Ebenda; Below, Mitteilungen. Zu seiner ersten Maßnahme, nämlich zur Herbeiholung Sanders, wobei Below wohl schon andeutete, daß nicht mehr telephoniert werden dürfe, hatte er keinen spezifischen Auftrag; er handelte aber, wie auch fernerhin, durchaus im Sinne eines „Führerbefehls“ (wenn ein solcher gegeben worden wäre) und entsprechend den allgemeinen Weisungen, die in Katastrophenfällen zu befolgen waren. Übrigens konnte er nicht selbst alle die nun nötigen Telefongespräche führen, da er wegen seiner geplatzen Trommelfelle kaum hören konnte.

von Doernberg im Sonderzug Mussolinis an und bat ihn, die Durchführung der verhängten Nachrichtensperre persönlich durch Besetzung des Telephons im Sonderzug zu überwachen. Auch der Oberbefehlshaber der Marine Großadmiral Karl Dönitz wurde, möglicherweise ebenfalls von Sander, aus dem Führerhauptquartier angerufen und hinbefohlen¹²². Während dieser Vorgänge oder nur kurz danach – es muß schon zehn oder zwanzig Minuten nach 13 Uhr gewesen sein – kam Fellgiebel, immer noch gemächlich, in der Vermittlung an¹²³.

Fellgiebel hatte im Rahmen der Verschwörung die Aufgabe übernommen, das Führerhauptquartier vom Augenblick des Attentats an nachrichtentechnisch zu isolieren. Er hatte allerdings Bedenken angemeldet, ob das Nachrichtennetz der Wehrmacht, das außerdem in dem unabhängigen Netz der Reichspost noch eine vom Standpunkt der Verschwörer gefährliche Konkurrenz besaß, so leicht zu kontrollieren sein würde mit seinen zahlreichen Verzweigungen und Großvermittlungen. Man hätte dann die Verstärkerämter ausschalten und dazu vorher besetzen müssen, ebenso die Fernämter, was wieder nicht ohne Beteiligung der Reichspost möglich gewesen wäre. Man wollte deshalb, um nicht das ganze Unternehmen durch zu umfangreiche Vorkehrungen zu gefährden, erst handeln, „wenn der Umsturz erfolgt“¹²⁴. Schließlich war auch noch zu bedenken, daß die Fronten bei den so

¹²² Ebenda; „Fuehrer Conferences . . .“, S. 407. Dönitz berichtet (Karl Dönitz, Zehn Jahre und zwanzig Tage, Bonn 1958, S. 399), er sei von Voß in seiner Befehlsstelle in Lanke nördlich von Berlin („Koralle“) angerufen worden, während Voß 1957 berichtete (ZS 1786 im Institut für Zeitgeschichte, München), er habe Dönitz durch Below anrufen lassen. Im Grunde stimmen alle überein: die Initiative war von Voß ausgegangen und Below war insofern beteiligt, als er entweder selbst anrief oder Sander den Auftrag übermittelte. Der Zeitpunkt des Anrufes bei Dönitz läßt sich annähernd zwischen 13.10 Uhr und 13.20 Uhr bestimmen (ebenda; „Fuehrer Conferences . . .“, S. 407).

¹²³ Sander.

¹²⁴ KB, S. 99, 329; Niederschrift von Oberst Wolfgang Müller (damals im Stabe Fellgiebels) aus dem Besitz von Walther-Peer Fellgiebel.

Auf die höchst unwahrscheinlichen Darstellungen, wonach Fellgiebel die Vermittlung in der „Wolfsschanze“ hätte in die Luft sprengen sollen, kann hier nicht näher eingegangen werden; vgl. Zeller, S. 554 der 4. Auflage und Scheidt, a. a. O., S. 1 („Dazu hätten einige Wagenladungen Sprengstoff gehört.“). Es sei nur soviel gesagt, daß auch die Sprengung des Vermittlungsbunkers, wenn sie möglich gewesen wäre, das FHQu höchstens für eine Viertelstunde nachrichtentechnisch hätte isolieren können, solange sich an den Befehlsverhältnissen im FHQu, wie dies ja bei Hitlers Überleben der Fall war, nichts änderte. Es gab ja Funk, Autos, Draisinen und die Vermittlungen im OKH, die Verstärkerämter Angerburg und Lötzen, das Netz der Reichspost usw. Die Mitteilungen von Johann A. Graf [von] Kielmansegg („An jedem anderen Tag, nur heute nicht . . .“: Am 20. Juli 1944 im Hauptquartier. Ein Augenzeugenbericht“, Die Zeit, 21. Juli 1949), wonach der Oberst i.G. Kurt Hahn vom Stabe Fellgiebels zu Kielmansegg am 20. Juli kurz nach 15 Uhr gesagt habe, gerade dieser Tag sei für ein Attentat der ungünstigste gewesen, weil am 20. Juli zur Vorbereitung der Verlegung des FHQu nach Zossen alle Nachrichtenverbindungen über die Vermittlung „Zeppelin“ in Zossen geschaltet werden sollten, sind bisher kaum bestätigt. Sander weiß nichts davon und die Maßnahmen können daher das FHQu nicht unmittelbar betroffen haben. Nur Below berichtet von „allgemeinen Schwierigkeiten mit den Telephonverbindungen“ an diesem Tage. Aber auch wenn Hahns Behauptung für die anderen Vermittlungen in Ostpreußen zutreffen sollte, ist die

übertrieben zentralisierten Führungsverhältnissen in der Wehrmacht für die Dauer der Isolierung des Führerhauptquartiers führungslos gewesen wären.

Als Fellgiebel aber nun in die Vermittlung kam und Sander ihm die in eigener Kompetenz ausgeführte bzw. von Hitler sanktionierte und zunächst bis zur Ankunft Himmlers befristete Sperre und seine sonstigen Maßnahmen meldete, war Fellgiebel die Entscheidung abgenommen: Hitler hatte die Sperre angeordnet, hieß es, und so mußte man damit rechnen, daß er noch lebte; falls er aber doch nicht mehr leben oder lebensgefährlich verletzt sein sollte, so konnte die Sperre der Verschwörung jedenfalls nicht schaden, sondern nur nützen. Fellgiebel erklärte sich also mit den getroffenen Maßnahmen einverstanden¹²⁶.

Inzwischen hatte sich Hitler umgezogen und hatte wohl auch von Professor Morell eine der bekannten Spritzen erhalten – Sander hatte Morell mit seinem Köfferchen zum Bunker Hitlers eilen sehen¹²⁶ – und befahl nun Sander zu sich. Als Sander eintraf, ging Hitler auf der Westseite seines Wohnbunkers im Sonder-sperrkreis spazieren¹²⁷. Er wollte von Sander wissen, wann eine Rundfunkansprache, die er zu halten gedenke, aufgenommen und gesendet werden könne, worauf Sander als allerfrühesten Termin etwa 18 Uhr angab. Nachdem Hitler befohlen hatte, das Nötige zu veranlassen, meldete sich Sander wieder ab¹²⁸.

Unterdessen hatte Fellgiebel von der Vermittlung aus mit seiner Dienststelle im OKH im Mauerwald telephonierte, und zwar etwa um oder kurz nach 13 Uhr¹²⁹. Er gab zunächst nur kurz durch, es habe sich im Führerhauptquartier eine Explosion und ein Unglück ereignet und der Nachrichtenverkehr nach außen müsse sofort und vollständig gesperrt werden¹³⁰. Dies war noch in Gegenwart Sanders geschehen¹³¹.

Bedeutung der Maßnahme doch nicht recht ersichtlich. Für die Verschwörung war wesentlich, daß die Teilnehmer im FHQu und in Berlin und anderwärts jeweils gegenseitig von den laufenden Maßnahmen und der Lage unterrichtet wurden, und das war auch möglich, wenn die Umschaltung wirklich stattfand, wie eine kurze Überlegung ergibt: Zum einen sollte ja eine völlige „Abschaltung“ der Anlagen in Ostpreußen durchgeführt werden, so daß nur noch die Verschwörer die Verbindungen benutzen konnten; für die Abschaltung aber spielte es gar keine Rolle, ob umgeschaltet wurde oder nicht, es genügte die Ausführung des Befehles, die Stöpsel aus den Klappenschränken zu ziehen und keine Verbindungen herzustellen, keine Gespräche zu vermitteln; es mußte eben das Umschalten eingestellt werden. Zum andern ist nicht einzusehen, wie die Umschaltung die Verschwörung hätte stören können, da das Funktionieren der Verbindungen mit Ostpreußen usw. für die Zwecke der Verschwörung gesichert war, wenn das Attentat gelungen und also die Befehlsgewalt in die Hände der Verschwörer übergegangen war; die Umschaltung hat tatsächlich FHQu und OKH höchstens unwesentlich behindert.

¹²⁶ Sander; Leber-Moltke, a. a. O., S. 206.

¹²⁸ Vgl. Below, „Hitlers Adjutant . . .“; W[eißnegger].

¹²⁷ Sander; Leber-Moltke, a. a. O., S. 206.

¹²⁸ Ebenda.

¹²⁹ KB, S. 350; Sander; Müller. Die Zeitangaben lassen sich natürlich nicht mit letzter Genauigkeit aufeinander abstimmen; es fehlen z. B. die Telephondiaristen.

¹³⁰ Ebenda. Dies war immer noch durchaus im Sinne des Befehls von Hitler. Nach Müller sagte Fellgiebel bei seinem Anruf im OKH: „Es ist etwas Furchtbares passiert. Der Führer lebt, alles blockieren.“ Nach KB, S. 350 gab Fellgiebel erst in einem weiteren Gespräch die Nachricht durch, daß Hitler am Leben sei. Dies wird bestätigt von Sander, in dessen Gegenwart

Dann war Sander zu Hitler befohlen worden und als er nun wieder zum Vermittlungsbunker zurückging, traf er auf Fellgiebel, der auf der vor dem Sondersperrkreis in nord-südlicher Richtung vorbeiführenden Fahrstraße auf und ab ging, offenbar um zu sehen, ob Hitler am Leben war oder nicht. Daß Hitler lebte, konnte ihm also nicht entgangen sein und es wurde ihm überdies von Sander gemeldet¹³². Beide, Sander und Fellgiebel, begaben sich darauf in die Vermittlung, wo Sander nach Absprache mit Fellgiebel den Chef der Amtsgruppe Wehrmacht-Nachrichten-Verbindungen in der Bendlerstraße in Berlin, Generalleutnant Fritz Thiele anrief¹³³. Thiele war nicht erreichbar und Sander beauftragte eine Sekretärin, sie solle Thiele so schnell wie möglich melden, daß ein Attentat auf Hitler verübt worden, Hitler aber am Leben geblieben sei; er werde noch am gleichen Abend im Rundfunk sprechen¹³⁴. Fellgiebel nahm Sander noch selbst den Hörer aus der Hand und wies die Sekretärin auf die Wichtigkeit der Meldung hin¹³⁵. Hierauf hat Fellgiebel sein zweites Gespräch mit seiner Dienststelle im OKH geführt, in dem er mitteilte, daß Hitler am Leben und lediglich verletzt sei¹³⁶.

Nun erst kam Sander dazu, die Überwachung der Fernsprechverbindungen durch den RSD in die Wege zu leiten und einige Beamte, die dazu von Rattenhuber abkommandiert wurden, in ihre Aufgaben einzuweisen¹³⁷.

Fellgiebel gab den Staatsstreichversuch verloren¹³⁸; aber er konnte ihn jetzt weder fördern noch hindern. Die Sperrmaßnahmen mußten so oder so ausgeführt wer-

beide Gespräche stattfanden. Fellgiebel war also mindestens zunächst entschlossen, die besprochenen Maßnahmen im OKH auszuführen (im FHQu war dies ja schon ohne sein Zutun geschehen). Vgl. dagegen KB, S. 99, wonach Fellgiebel „nichts getan [hat], um das Gelingen des Putschversuches nachrichtentechnisch zu unterstützen“, von welcher Auffassung die Gestapo ja später selbst abgekommen ist.

¹³¹ Sander; Leber-Moltke, a. a. O., S. 206; vgl. Warlimont, S. 472. Sander war über Fellgiebels Aufundabgehen an einer Stelle, wo Fellgiebel seinerseits von Hitler gesehen werden konnte, etwas verärgert; er hatte nämlich vor ein oder eineinhalb Jahren, als Hitler „defaitistische“ Äußerungen Fellgiebels hinterbracht worden waren, den Auftrag erhalten, er möge dafür Sorge tragen, daß Hitler Fellgiebel nicht mehr zu sehen bekomme. Sander bemühte sich also sofort, Fellgiebel in die Vermittlung zu bringen.

¹³² Sander; Leber-Moltke, a. a. O., S. 206. Auch John von Freyend berichtet das Aufundabgehen Fellgiebels vor dem Führersperrkreis.

¹³³ Ebenda.

¹³⁴ Ebenda. Thieles Haltung konnte noch nicht eindeutig geklärt werden; zumindest war sie unentschlossen. Auch ob ihm Fellgiebels Botschaft von der Sekretärin ausgerichtet wurde, ist bisher unklar geblieben; nach Zeller, a. a. O., S. 433 (4. Aufl.) „erinnern“ sich Thieles Sekretärinnen an keinen solchen Anruf. Müller spricht von einem doppelten Spiel Thieles.

¹³⁵ KB, S. 330; Müller; Sander. Die Version der zwei Gespräche Fellgiebels mit Oberst i. G. Kurt Hahn im OKH findet sich sowohl in den KB, S. 330, auf Grund der Aussagen von Hahn u. a., als auch ganz unabhängig davon (nach dem Kriege und also nicht vor der Gestapo ausgesagt) in den Erklärungen von Oberleutnant d. R. Helmuth Arntz (Ordonnanzoffizier bei Fellgiebel) gegenüber alliierten Vernehmungsbeamten (zusammenfassender britischer Bericht über Vernehmungen 1945, im Besitz der Stiftung „Hilfswerk 20. Juli 1944“).

¹³⁶ Sander; Leber-Moltke, a. a. O., S. 206; KB, S. 330.

¹³⁷ Ebenda.

¹³⁸ KB, S. 330; Sander: „Er ließ den Kopf hängen und wurde einsilbig.“

den, und ihrer Aufhebung würde er sich nicht widersetzen können, da ja die Befehlsverhältnisse im Führerhauptquartier die alten geblieben waren. Fellgiebel hat also – im Sinne der Verschwörung – nichts versäumt. Als Himmler eingetroffen war, meldete Sander ihm die Fernmeldesperre mit der Bitte, sie aufheben zu dürfen, da die Front schon sehr unruhig wurde, was sich in zahlreichen Anrufen im Führerhauptquartier äußerte¹³⁹. So wurde die Fernmeldesperre zwischen 14 und 15 Uhr wieder aufgehoben und das OKW konnte gewissermaßen schon im voraus in die noch gar nicht angelaufenen Umsturzmaßnahmen der Verschwörer in Berlin eingreifen¹⁴⁰.

Anlage I

Zum Lageplan des Führerhauptquartiers

Außer den veröffentlichten Berichten über das Führerhauptquartier, die jeweils angeführt werden, wenn sich die Darstellung auf sie bezieht, konnte der Verfasser durch Befragung von damals im Führerhauptquartier tätigen Persönlichkeiten weiteres und größtenteils neues Material erschließen.

Der Verfasser erhielt briefliche Mitteilungen von dem damaligen Ständigen Vertreter des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine im Führerhauptquartier Konteradmiral Hans-Erich Voß und von dem damaligen Wehrmachtnachrichtenoffizier im FHQu Oberst Ludolf Gerhard Sander; persönlich befragt wurden der Adjutant der Wehrmacht (Luftwaffe) beim Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht und Oberbefehlshaber des Heeres Oberst Nicolaus von Below, der Adjutant (Heer) beim Chef OKW Oberstleutnant (damals Major) Ernst John von Freyend, der Generalstabsoffizier beim Chef des Heeresstabes Oberstleutnant Otto Lechler, der Adjutant der Wehrmacht (Marine) beim Führer Konteradmiral Karl Jesko von Puttkamer, Oberst Sander, der damalige Vertreter des Ständigen Beauftragten des Reichsaußenministers beim Führer [usw.] Gesandter I. Klasse Dr. Franz von Sonnleithner und der damalige Erste Generalstabsoffizier beim Chef des Wehrmachtführungsstabes (WFSst) Oberstleutnant i. G. Heinz Waizenegger. Zwölf der beim Attentat des 20. 7. 1944 zugegen Gewesenen sind nicht mehr am Leben, zwei haben jegliche Äußerung abgelehnt, mit den übrigen ist eine Verbindung bzw. ein Interview noch nicht zustande gekommen.

Leider konnte bisher noch kein authentischer Lageplan des FHQu aufgefunden werden. Die bisher veröffentlichten Skizzen enthalten mehr oder minder schwerwiegende Ungenauigkeiten. Die ungenaueste der Skizzen hat zugleich die größte Verbreitung gefunden; sie erschien zuerst in Helmuth Spaeter, *Die Geschichte des Panzerkorps Großdeutschland, B. II., Duisburg-Ruhrort* 1958, S. 562 und wurde von der bekannten Publikation der Bundeszentrale für Heimatdienst, 20. Juli 1944, 1. und 2. Auflage bearbeitet von Hans Royce, neubearbeitet und ergänzt von Erich Zimmermann und Hans-Adolf Jacobsen, hg. v. d. Bundeszentrale f. Heimatdienst, Bonn 1960, 1961 übernommen (S. 119). Nach brieflicher Auskunft von Herrn Spaeter an den Verfasser wurde die Skizze nach der Erinnerung von Herrn Spaeter, der eine Zeitlang im FHQu Dienst tat, und auf Grund von Auskünften ehemaliger Angehöriger des Führer-Begleit-Bataillons „Großdeutschland“ angefertigt. Dabei ist zu bemerken, daß dem FBB im wesentlichen die äußere und rein militärische Sicherung des

¹³⁹ Sander; Leber-Moltke, a. a. O., S. 206.

¹⁴⁰ Ebenda.

FHQ oblag, neben dem Wachdienst an den Toren der Sperrkreise, und daß Teile des FBB zwar im Sperrkreis II, nicht aber innerhalb des Sperrkreises I (vgl. S. 262–263) untergebracht waren. Die Angehörigen des FBB konnten also keine so genauen Kenntnisse vom Inneren der Anlage „Wolfsschanze“, Sperrkreis I haben, wie die Adjutanten Hitlers oder etwa der Stellvertretende Chef des WFSt, Generalleutnant Walter Warlimont, die täglich an den Lagebesprechungen teilnahmen. Auch die anderen überhaupt erwähnenswerten Skizzen, die bisher bekannt geworden sind, gehen, soweit es sich feststellen ließ, nicht auf Persönlichkeiten zurück, die sich lange im inneren Kreis des FHQu aufgehalten haben: Die Herkunft des Berichtes „Vor fünf Jahren, 20. Juli 12.40 in der Wolfsschanze, Ein Augenzeuge berichtet über die Vorgänge in Hitlers Hauptquartier“, Neue Frankfurter Illustrierte, Anf. Juli 1949, Nr. 14, S. 9–11, 26–27 konnte nicht geklärt werden; immerhin ist die darin erschienene Skizze trotz Mängeln doch gerade noch so zutreffend, daß eine authentische Quelle angenommen werden muß. Der Bericht innerhalb der Fortsetzungsserie „Das Spiel ist aus – Arthur Nebe: Glanz und Elend der deutschen Kriminalpolizei [25. Forts.]“, Der Spiegel 4 (1950) Nr. 12, 23. März 1950, S. 23–32, beruht, soweit er über die Vorgänge in der „Wolfsschanze“ berichtet, auf den Erinnerungen der Kriminalbeamten – jedenfalls ist darin von zeitgenössischen Aufzeichnungen oder Unterlagen nirgends die Rede –, die damals mit den Untersuchungen und Befragungen am Tatort im FHQu betraut waren und eine den Tatsachen halbwegs entsprechende Skizze zustandegebracht haben. Aber freilich hatten auch diese Beamten keine völlige Bewegungsfreiheit in der Anlage „Wolfsschanze“ und sie konnten sich ja auch nur ganz wenige Tage dort aufhalten (ihr amtlicher Bericht ist vom 26. Juli 1944 datiert). Schließlich ist in Jerzy Jantar, Wilczy Szaniec: Dawna Kwatery Hitlera, [Posen] 1963, einer für polnische Touristen bestimmten Publikation, eine Skizze erschienen, die zwar manches bisher Bekannte bestätigt, aber doch nur einen ganz groben Überblick verschafft. Konteradmiral a. D. von Puttkamer hat in der Kriegsgefangenschaft im Winter 1945/46 eine Skizze der Anlage „Wolfsschanze“ angefertigt, die sich noch in seinem Besitz befindet und von der er dem Verfasser eine mit eigener Hand angefertigte Kopie überlassen hat; auf diese stützt sich der Verfasser in der Hauptsache.

Anlage II

Zur Frage der zweiten Bombe

Spekulationen, wonach die zweite Sprengstoffmenge, die Stauffenberg und Haefen dann unterwegs zum Flugplatz aus dem Auto warfen, für die Nachrichtenvermittlung im FHQu bestimmt war, dürften abwegig sein: Wenn Hitler tot war, war die Sperrung kein Problem und zwar ohne irgendwelche Zerstörungen an der wertvollen und für die weitere Führung der Front unentbehrlichen Nachrichtenanlage; lebte er aber, so war es nicht ohne weiteres sinnvoll, die nachrichtentechnische Isolierung des FHQu doch noch zu versuchen. Die Verbindung zwischen dem FHQu und der Außenwelt wäre sehr rasch wieder hergestellt worden, und keinesfalls wäre das FHQu, wie es durch Hitlers Befehl und die Maßnahmen Fellgiebels und Sanders geschah, für mehr als eine Stunde nachrichtentechnisch isoliert geblieben. Im Falle der Zerstörung oder doch der gewaltsamen Außerbetriebsetzung der Vermittlung hätte man sogleich etwa auf die Funkgeräte des Flugplatzes, auf das Netz der Reichspost, und mit Hilfe von Bahn- und Autoverbindungen auch auf die in der Nähe liegenden Vermittlungen und Verstärkerämter (im Mauerwald, bei Lötzen, Angerburg, Insterburg usw.) zurückgreifen können. Die gewaltsame Außerbetriebsetzung der Vermittlung konnte also nur schaden: Im Falle des Erfolges des Attentats beraubte man sich damit eines wich-

tigen Instrumentes, und im Falle des Mißerfolges gefährdete man Mitverschworene und weitere Maßnahmen – ohne Aussicht auf einen wesentlichen Vorteil.

Jedenfalls aber – das muß auch festgestellt werden – fehlte offenbar die Entschlossenheit bei den Verschwörern, beim Mißlingen des Anschlages ebenso zu handeln wie beim Erfolg. Man schwankte mindestens zwischen dem Versuch, alles zu vertuschen, und dem Bewußtsein, daß man nichts mehr zu verlieren hatte. Diese Haltung kennzeichnet die Vorgänge in Berlin, und selbst Fellgiebel entschloß sich nur unter geschickter Ausnutzung der von Hitler selbst gegebenen oder sanktionierten Befehle, trotz dem Mißlingen des Attentats doch noch die nachrichtentechnischen Voraussetzungen für den Staatsstreich zu schaffen (s. oben S. 279 f.).

Was mit der zweiten Bombe wirklich beabsichtigt war, ist bisher ungeklärt; immerhin darf jetzt eine Version, die vor Jahren zur Erklärung des Mißlingens aufgetaucht war, aus dem Bereich der Möglichkeiten ausgeschlossen werden: Danach hätte ein weiterer Teilnehmer der Lagebesprechung, der Persönliche Adjutant SS-Obersturmbannführer Fritz Darges (vgl. Helmut Heiber, *Hitlers Lagebesprechungen, Die Protokollfragmente seiner militärischen Konferenzen 1942–1945*, Stuttgart 1962, S. 36), eine zweite, gezündete Sprengladung in den Besprechungsraum bringen sollen (Eberhard Zeller, *Geist der Freiheit: Der zwanzigste Juli*, München 1956, S. 284; in der 4. Auflage, München 1963, wird diese Vermutung nicht mehr vorgebracht).

Der Verfasser ist der Sache nachgegangen und hat auf Grund seiner Fragen an einige der Beteiligten (Below, John von Freyend, Puttkamer, Sonnleithner, Waizenegger) folgendes festgestellt: Hitler haßte Fliegen, Schmetterlinge und dergleichen Getier und hatte deshalb überall Gläser mit Flüssigkeiten aufstellen lassen, welche die Insekten verjagen oder töten sollten. Am 18. oder 19. Juli 1944 während der Mittagslagebesprechung scheint ihn ein solches Tier gestört zu haben, er schlug danach, verfehlte es aber. Darauf soll Darges gelacht haben, was Hitler in Wut versetzt habe. Nach einer anderen Version wurde Darges Unaufmerksamkeit vorgeworfen; es habe geheißen, er fange bei wichtigen Besprechungen Fliegen. Sicher ist, und dies wird übereinstimmend berichtet, daß Darges sich mit seiner ziemlich forschen Art unbeliebt gemacht hat und daß der letzte Anstoß zu seiner Entfernung aus dem FHQu mit Insekten zusammenhing – ob er nun über Hitlers Danebenschlagen gelacht oder selbst auf Fliegen Jagd gemacht hat. Sicher ist ferner, daß Darges kurz nach dem Vorfall in ein Panzer-Regiment versetzt wurde (Heiber, a. a. O., S. 36). Unter diesen Umständen kann irgendeine Verbindung zwischen Darges und den Verschwörern nicht länger vermutet werden. Allerdings ist er, ebenso wie die OT-Arbeiter, die mit den Umbauarbeiten beschäftigt waren, in den ersten Augenblicken nach dem Attentat in den Kreis der Verdächtigen einbezogen worden.

WOLFGANG VON GROOTE
BUNDESWEHR UND 20. JULI

Die Haltung der Bundeswehr gegenüber den Ereignissen um den 20. Juli 1944 ist seit der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik Gegenstand aufmerksamer Beobachtung gewesen. Die Frage, welcher Platz hier den Verschworenen gegen den Diktator in der Tradition eingeräumt würde, beschäftigte breite Kreise. Dabei umspannt das Interesse lauerndes Mißtrauen, das von den Parteigängern bestimmter Meinungen in dem Pro und Contra um diese tragischen Vorgänge den neuen Streitkräften entgegengebracht wird, ebenso, wie ehrliche Anteilnahme, der die Übereinstimmung oder die Urteilsspaltung der deutschen Soldaten in einer so wesentlichen Frage nicht gleichgültig sind. Rührt diese doch mit dem Problem des Eides, das bei der Vorbereitung des Attentates eine wesentliche Rolle spielte, und mit der Frage nach dem militärischen Gehorsam an die Wurzeln der soldatischen Existenz. Die Grundlagen des modernen Staates sind angesprochen in dem Verhältnis von bewaffneter Macht und politischer Führung, und das Thema des Tyrannenmordes war ein ethisches Dilemma von unerwarteter Aktualität geworden. In ihrer Verschlingung, in der Fülle der Standpunkte, die von den verschiedenen betroffenen Berufs- und Gesellschaftsgruppen in die Beurteilung der Fragen hineingebracht werden mußten, ergaben sich Konfliktmöglichkeiten von außerordentlicher Schwere, die der Auflösung Aufgaben von Gewicht stellten.

Sind diese Aufgaben erfüllt worden? Ist es gelungen, die beteiligten Kräfte zutreffend zu beurteilen und zu bewerten? Sind die zukunftssträchtigen Antriebe in ihrer Zeitbedingtheit oder ihrer Überzeitlichkeit erkannt, und werden sie für die weitere Gestaltung benutzt? Ist ein übergeordneter und verbindender Standpunkt für die Einschätzung gewonnen, ein tragfähiger Grundnenner als Bewertungsmaßstab ermittelt worden? – kurz: kann der 20. Juli für die Bundeswehr als „bewältigt“ gelten? Nach 20 Jahren sind diese Fragen berechtigt, und die Hoffnung auf eine positive Antwort erscheint zunächst nicht utopisch. Bei näherer Betrachtung ergibt sich indessen ein nuancenreiches Bild, das noch immer von Leidenschaften beeinflußt ist und hellere neben undeutlicheren Partien aufweist. So wird die Antwort auf die gestellten Fragen notwendig mehr den Charakter einer Bilanz annehmen, welche die Meinungssituation objektiv zu prüfen und zu benennen hätte – sie wird ein offenes, vielleicht nicht immer bequemes Wort sein, das stören mag, keinesfalls aber verletzen soll, ausgesprochen, um den Standort festzulegen und zu weiterem Positionsgewinn herzurichten. Niemand mag zweifeln, keiner sich wundern, daß hierbei noch immer dünnhäutige Narben berührt werden.

Es läge wohl nahe, angesichts ihrer Schwierigkeit für die aufgeworfenen Fragen keine rasche Antwort zu verlangen. Doch berühren sie so grundsätzliche Dinge, daß sie vor jedem Neubau geklärt sein sollten. Dies macht völlig die Ungeduld verständlich, mit der von den meisten eine Antwort des Soldaten gefordert wurde. Diese trug indes der Vielschichtigkeit der Lösungsaufgabe nicht Rechnung. Vor-

würfe waren alsbald bei der Hand, die der Bundeswehr Desinteresse und Ausweichen vor dem Grundproblem vorwarfen, böswillige Passivität zu sehen vermeinten, ja, Verstocktheit, reaktionäre Tendenzen, Unaufrichtigkeit und mangelnden Bekennernut anprangerten. Diese Vorwürfe können verhältnismäßig leicht entkräftet werden: Ein begründetes Urteil über den Militär-Putsch von 1944 wurde bei der Einstellungsprüfung von jedem ehemaligen Offizier verlangt, der sich 1955 und später um Wiederverwendung bewarb. Auch in dem Fragenkatalog des Personal-Gutachter-Ausschusses, der über die Wiedereinstellung von Generalen und Obersten zu befinden hatte, spielte die Beurteilung des 20. Juli-Komplexes eine zentrale Rolle. Bei welcher anderen Gruppe von Staatsbediensteten sind ähnliche Bedingungen gestellt worden? Ein wesentlicher Vortrag behandelte bei den Einweisungslehrgängen für höhere Offiziere 1956 in Sonthofen das gleiche Thema. Gewiß war das Referat einem jungen Offizier aufgetragen worden, der erst vor kurzem zu der Gruppe der vorbereitenden Offiziere gestoßen war¹. Der Referent zeichnete sich aber durch besondere Sachkenntnis, die während eines akademischen Studiums erworben worden war, aus. Gleich 1956 wurde eine Kaserne nach einem Mitverschworenen umbenannt. Ihr folgten im Laufe der nächsten Jahre mehrere andere. Alljährlich war die Bundeswehr bei den Gedenkfeiern für den 20. Juli in Berlin mit einer Abordnung vertreten. 1959 schließlich erließ der damalige Generalinspekteur einen Tagesbefehl, der die Märtyrer von 1944 Vorbilder der Soldaten nannte. Es ist sicher nicht angängig, hier, wie geschehen, von einer überfälligen „Umorientierung an der Spitze“ (1963)² zu sprechen. Der Befehl bestätigte nur in aller Öffentlichkeit die vordem bereits geübte Haltung.

Um so mehr könnte es den Uneingeweihten befremden, daß die Diskussion über dieses Thema unter den Offizieren der Bundeswehr verhältnismäßig wenig lebendig ist. Das hat eine Reihe von interessanten Gründen, die dem Nichtsoldaten nicht ohne weiteres vertraut sind. Zunächst einmal: es hat unter Soldaten nie eine Front „hie Widerstandskämpfer“ – „hie Loyalitätsanhänger“ gegeben. Von wenigen unmaßgeblichen subalternen Naturen abgesehen, haben sie alle keinen Augenblick an den lauterer Beweggründen derjenigen, die in anderem Sinne entschieden, gezweifelt. Von den Verschwörern selbst ist das ohne Schwierigkeit zu belegen. Ihnen war klar, daß sie das geltende Gesetz in der äußersten Form herausforderten, daß sie mit ihrem Leben einzustehen hatten und unter Umständen Kameraden zwangen, gegen sie einzuschreiten. Hierin lag ja ein Teil des furchtbaren Gewissenskonfliktes und der Tragik, die sie sehenden Auges auf sich nahmen. Auf der anderen Seite haben selbst die Mitglieder des Ehrenhofes, der nach Hitlers Weisung der Farce des Ausstoßens aus der Wehrmacht zu dienen hatte, (Rundstedt, Guderian) ihre Aufgabe darin gesehen, von den Angeklagten zu retten, wen immer sie retten konnten. Eine Front zwischen Verschwörern und Nichtverschworenen haben

¹ K. Chr. Trentzsch, *Der Soldat und der 20. Juli*, Wehr und Wissen-Verlag, Darmstadt 1956.

² Jahresüberblick Kuratorium Stiftung „Hilfswerk 20. Juli 1944“.

erst Nichtsoldaten oder Nachgeborene nachträglich konstruiert. In der Armee gab es darüber keine Diskussion.

Wie hätte die Front auch aussehen sollen? Die verschiedenen Methoden, Unheil abzuwenden, konnten sie nicht bestimmen. Daß Hitler in seiner Stellung ein Verhängnis für Deutschland und Europa bedeutete, war den einsichtigen, führenden Soldaten inzwischen klargeworden. Der Grad der Verurteilung mußte sich naturgemäß danach richten, wie umfassend der Einblick in die Zusammenhänge war. Das Maß dieser Einsicht bestimmte zusammen mit der unterschiedlichen Auffassung über Zeitpunkt und Methode des Eingreifens in erster Linie die verschiedene Reaktion. Die Einsicht ist heute allgemein geworden in einem Umfang, daß sich Ungeschulte, die nicht bewußte Zeitgenossen der besprochenen Ereignisse waren, kaum mehr in die Undurchsichtigkeit der Lage damals versetzen können. Zeitpunkt und Methode des Eingreifens, die heute noch verschieden beurteilt werden können, treten hinter dem Grundsätzlichen nun ganz zurück. Den Zeitgenossen aber bestürmten vor und nach dem Attentat die quälenden Zweifel: War es richtig, angesichts der anrennenden, siegestrunkenen Gegner zu revoltieren? Sollten nicht alle Kräfte für Schutz und Abwehr gesammelt werden? Mußte nicht das verführte Volk als Voraussetzung seiner Regeneration den Kelch bis zur bitteren Neige leeren? Sollte man nicht für den Neuanfang dann die Kräfte bewahren? War nicht selbst im Falle des Gelingens mit einem Bürgerkrieg zu rechnen, der einem intransigenten äußeren Feind in die Hand arbeiten mußte? Diese bangen und damals nicht sofort entscheidbaren Fragen, um nur wenige zu nennen, widersprachen einander, hoben sich teilweise gegenseitig auf, ohne dadurch von ihrer drückenden Schwere einzubüßen.

Der Schock, der mit den furchtbaren Ereignissen des 20. Juli 1944 das Offizierkorps durchfuhr, ist noch heute lebendig, ja, durch die inzwischen bekanntgewordenen Details verstärkt worden. Der Untergang ihrer Elite ist in der Tat ein Vorgang, der von den Überlebenden nur gedämpft und mit der gebührenden Ehrfurcht erörtert werden kann. Das möge bedenken, wer ungeduldig das laute Gespräch und Bekenntnis vermißt.

Vermutlich ist diese zurückhaltende Art, epochale Ereignisse zu verarbeiten und in die Tradition aufzunehmen, die natürliche. Sie müssen in die Erinnerung sinken und mit der neuen Zeit wachsen, um allmählich ihren rechten Platz einzunehmen. Diese Form des Verarbeitens mag man vielleicht nicht als „Bewältigung“ bezeichnen. Auch wenn mit ihrer Hilfe instinktiv die richtige Beurteilung vorweggenommen wird, die durch rationale Betrachtung schließlich nur bestätigt werden kann, verlangen Umbruchzeiten schneller gefällte Entscheidungen. Sie werden gebraucht als Fundament für den Neu- und Weiterbau. Die Klärung muß vorangetrieben, das Gespräch aktiviert werden. Die Meinungsbildung wird dringend. Aber auch für diese in ihrer abgekürzten Form war die Zeit bisher kurz bemessen. 20 Jahre bieten noch wenig Möglichkeit, Abstand zu gewinnen. Ein konfliktreiches Ereignis von dieser Tragweite ist in einem Menschenalter noch nicht abgeklärt, ja kaum in das Bewußtsein eingedrungen. Jeder Blick auf strittige Epochen der

Geschichte anderer Völker – wie z. B. Detailvorgänge der Französischen oder der Ersten Englischen Revolution – gibt einen Anhalt für den Zeitbedarf, aber auch für die Methode. Eine erste Phase, die Aufklärung des Tatbestandes, ist inzwischen wohl positiv abgeschlossen. Doch darf man sich keiner Täuschung über deren Lückenhaftigkeit hingeben. Gesichert ist z. B. das überragende Motiv aller Verschwörer, die Empörung nämlich über Rechtsbruch und Verbrechen der Staatsführung. Diesem sittlichen Beweggrund mischen sich jedoch natürlicherweise andere bei – bei den Randfiguren mehr als bei den Führern. Gewiß kann man diese Motiverweiterung verhältnismäßig gering veranschlagen. Aber jede Unklarheit erschwert die Stellungnahme. Sie wird indessen ebensowenig zu beseitigen sein wie die Undeutlichkeit des Bildes, das wir uns heute über die weiteren positiven Ziele der Rebellen machen können. Über sie bestanden bekanntlich nicht nur keine Einigkeit, sondern sogar erhebliche Gegensätze. Goerdeler's Memoranden sind nicht allgemein verbindlich³. Allzu vieles bleibt im Zwielficht. Auch hier wird man sich nun mit dem begnügen müssen, was vorliegt, und sich mit der Unschärfe abzufinden haben. Der Wille zur Beseitigung des Unrechts führte die Verschwörer über alle Gegensätze hin immer wieder zusammen und stand für sie als wesentliche Etappe verständlicherweise ganz im Vordergrund ihres Denkens. Dieser Wille hätte es wohl mit Sicherheit nicht zu einem Machtkampf unter den Verschwörergruppen nach gelungenem Attentat kommen lassen. Nicht jedem Dritten konnte das jedoch damals bei der lebensnotwendigen Tarnung des Unternehmens mit genügender Deutlichkeit klargemacht werden.

So müssen also nicht unwesentliche Partien des Bildes weniger ausgeführt bleiben und fallen auch als Beiträge zur Gesamtbeurteilung aus. Diese füllt die zweite Phase der geistigen Verarbeitung und meint die Einordnung in die Tradition und in den Geschichtsgang von der Gegenwart her gesehen. Daß sie in einer Generation, die sich über das Ziel ihres Weges selbst nicht im klaren ist, großen Schwierigkeiten begegnet, steht außer Frage. Auch hier überstrahlt zwar der Gewissensaufstand für Anstand und Recht im politischen Leben des deutschen Volkes alle anderen Lichter. Doch wäre es unvollständig und unaufrichtig, die vielen anderen Komponenten zu übergehen, die weniger verehrungswürdig, bestreitbarer und bei den Randfiguren in größerer Zahl als bei den führenden Männern vorkamen. Sagt doch schon die Tatsache einiges aus, daß der Kreis sich über ein aktives Zentrum hinaus durch Kooptation erweiterte, wie der Zufall sie möglich machte. Er spielte etwa auch bei dem Hinzutritt Stauffenbergs eine Rolle⁴. Die reine und unwiderstehlich ansteckende Flamme der geistigen Führer erhielt profanere Beimengungen unter den Gefolgsleuten. Auch sie sind großen Teils durch das Opfer ihres Lebens geädelt. Aber sie waren nicht immer geeignet, selbst werbend für ihre Sache einzutreten und die Fackel weiterzugeben. Bei manchen in der Not des Kampfes schwer ringenden Soldaten der Front waren sie in ihrer gut gemeinten negativen Kritik

³ Abgedruckt bei G. Ritter, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart 1956.

⁴ Bodo Scheurig, Claus Graf Schenk von Stauffenberg, Berlin 1964.

der Gesamtlage ein nicht immer leicht verkraftbares Element, welches die seelische Bedrückung verstärkte, ohne zur Rettung vor der Vernichtung zu helfen. Gegensätze konnten entstehen, die unvermeidlich, menschlich verständlich, aber gerade deswegen von Gewicht waren. Willkürliche Akzentuierungen einzelner profaner Nebenkomponten in der Planung der Verschwörer, sei es z. B. bei der späteren gesellschaftspolitischen Gestaltung, bei der Außenpolitik oder auf anderen Gebieten, konnten dann nicht immer begeisterte Zustimmung wecken.

Der Soldat sieht den Streitgegenstand anders als die nichtmilitärischen Kritiker, besonders wenn jener Zeitgenosse der verwirrenden Ereignisse war, die sich überstürzten. Der Handlungskern, der moralisch lautere Beweggrund, war für ihn, für Verschwörer und Loyale, nie umstritten.

So ist er in der Tat kein guter Partner in der Diskussion, für die ihn, jedenfalls in den älteren Jahrgängen, eine berufsbedingte Erziehung auch nicht immer hervorragend ausbildete. Mangelnde Eignung mischt sich mit einer Zurückhaltung, die durch den oft ungeduldigen, unduldsamen und polemischen Charakter des Gesprächs nicht ohne weiteres abgebaut wird.

Noch unerwünschter ist es sicher, wenn auch die jüngeren Offiziersjahrgänge, diejenigen, die nicht Zeitgenossen jener Ereignisse waren, für dieses Gespräch ausfallen. „Bewältigung“ verlangt Erörterung, Diskussion. Nichts ist ihr schädlicher als die Aufrichtung von Tabus, als die Verkündung von Dogmen, die Zweifel oder Kritik für unstatthaft erklären. Die Vertreter von gut begründeten Urteilen müssen naive, unreife, ja, dumme Fragen vertragen können. Die Mehrheit neigt nun einmal zu ihnen und wertet mit überraschend sicherem Instinkt Empfindlichkeit der Widersacher als Unsicherheit. Als vor einem Jahr ein jugendlicher Leutnant in einem Leserbrief einer angesehenen Zeitung den Vorbildcharakter der Verschwörer von 1944 anzweifelte, konnte über die mangelnde Urteilsfähigkeit des Einsenders keine Ungewißheit bestehen⁵. Der drohende Ton, mit dem ihm geantwortet wurde, war jedoch weder dem Verfasser des Briefes noch den Antwortenden und der Sache selbst angemessen. Es ist mir nicht bekannt, ob diese Meinungsäußerung tatsächlich

⁵ Der Leserbrief in „Die Welt“, Nr. 185 v. 9. 8. 1963, S. 5, hat den folgenden Wortlaut: „Als Vorbilder ungeeignet. Ich möchte Ihnen meine Meinung zu den Vorgängen anlässlich des 20. Juli 1963 sagen:

Als junger, aktiver Offizier der Bundeswehr (Jahrgang 38), der die Hitler-Zeit nur vom Hörensagen und aus Büchern kennt, kann ich nicht verstehen, wie man heute unseren jungen Soldaten die Männer des 20. Juli 1944 als Vorbilder hinstellen kann. Den Rekruten bringt man heute doch in erster Linie bei, welche Rechte sie als Soldaten haben; daß der Soldat aber auch Pflichten hat, das bekommen sie leider erst in zweiter Linie gesagt. Meiner Meinung nach ist doch die oberste Pflicht, die ein Soldat heute hat, die „Pflicht zum treuen Dienen“, an die er durch den Eid oder das Gelöbniß und durch die Wehrdisziplinarordnung gebunden ist.

Und gerade diese Pflicht wird doch vor uns dadurch, daß man uns die Männer des 20. Juli 1944 jetzt zum Vorbild macht, zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Waren denn die Leute um Graf von Stauffenberg nicht auch durch einen Eid zum treuen Dienen verpflichtet? Haben diese Leute diese Pflicht nicht durch Planung und Durchführung des Attentats schwer verletzt? Welchen Sinn soll dann der Eid haben, den die Soldaten schwören, wenn man uns Vorbilder gibt, deren Eidesbruch uns als vorbildlich hingestellt wird?“

von negativen Folgen für den Betroffenen war. Ganz sicher hat man ihn und seine Altersgenossen nicht zu weiteren Gesprächen ermuntert. Ohne sie werden wir aber kein klares Bild, aus dem für unsere politisch-rechtliche Entwicklung Frucht gezogen werden könnte, erreichen. Meine Generation wird sich daran gewöhnen müssen, die Sporen und Lorbeeren, die sie sich zum Teil verhältnismäßig leicht durch Kritik am Versagen und an der Unbeweglichkeit der Vorgeneration verdient hat, nunmehr gegen die Angriffe der mißtrauischen Nächstjüngeren mit Würde zu verteidigen. Der erhobene Zeigefinger ist dabei stets ein ungeeignetes Mittel gewesen. In dieser Episode kam der ressentimentbeladene Charakter, in dem die Diskussion um den 20. Juli immer noch steckt, einmal mehr zum Ausdruck. Zu einem guten Teil liegt das an den Diskutierenden, die nicht mit den Trägern der Verschwörung identisch sind. Sie sind geneigt, durch drohendes Schwenken der Fahne ihres Bekenntnisses alle Nichtzustimmenden in den Staub zu zwingen und damit törichte Verstocktheit hervorzulocken.

Ist schon das tragische Schweigen der eigentlich Beteiligten nicht nur bedrückend und der Aufklärung des Sachverhaltes nicht förderlich, so beeinflußt die bedingte Zurückhaltung des Soldaten die Diskussion weiter in nicht geeignetem Sinne. Sie wird infolgedessen doch überwiegend unter Partnern geführt, welche die Dinge nicht an verantwortlicher Stelle miterlebten, vielfach der nächstfolgenden Generation angehören und über nur begrenzte militärische Berufserfahrung verfügen. Das macht das Gespräch keineswegs sinnlos, aber hat bislang den Eindruck mangelnder Fühlung mit der militärischen Berufswelt nicht immer verhindern können.

Bereits die Konstruktion einer tiefen Kluft zwischen „Rebellen“ und „Loyalen“ deutet das an. Ein weiteres Ergebnis sind eine Reihe von Gleichsetzungen, die auf den ersten Blick möglich und einleuchtend erscheinen, der näheren Betrachtung aber nicht standhalten. In den Augen vieler Kritiker gab es nicht nur 1944 kein Sowohl-als-auch, sondern nur ein Entweder-oder. Wer den verbrecherischen Charakter der deutschen Politik nicht im ganzen Umfang erkannte, stellt sich nachträglich ein Armutszeugnis aus⁶. Wer sich der Aktion verschloß, war ein Feigling. Die Abseitsgebliebenen sind mehr oder weniger mit Hitler-Anhängern gleichzusetzen, oder sie kommen unmittelbar aus der Reichswehrtradition der angeblichen politischen Gleichgültigkeit. Sie waren Nursoldaten, Gehorsamsfanatiker, Anhänger eines absurden Eidbegriffes⁷. Diese Linien setzen sich nach Meinung der heutigen Bekenntniskritiker im übrigen in der Gegenwart bei all denjenigen fort, die, unbeschadet der uneingeschränkten moralischen Verehrung der Verschwörer, Bedenken hinsichtlich der Anlage der Aktion oder der Wahl des Zeitpunktes äußern. Sie gelten heute als Reaktionäre, Gegner jeder zeitgemäßen Reform des militärischen Stiles⁸.

⁶ Graf Yorck von Wartenburg, Rede zum 20. Juli, Tübingen 1960.

⁷ So andeutungsweise auch bei K. D. Bracher, Die deutsche Armee zwischen Republik und Diktatur, in: Schicksalsfragen der Gegenwart, herausgegeben vom Bundesministerium für Verteidigung, Tübingen 1958, Bd. III, S. 117 und passim.

⁸ Ernst Mittelmann in: „Christ und Welt“ v. 17. 4. 1964.

Es steht außer Frage, daß unter den Nichtteilnehmern ein sehr viel größerer Prozentsatz an Spreu zu finden ist, der nicht nur einmal gewogen und zu leicht befunden wurde. Trotzdem sind diese Gleichsetzungen äußerst problematisch.

Nicht groß ist dann der weitere Schritt. Die Unschärfe der Konturen in den Selbstzeugnissen der Verschwörer und das Fehlen eines gleichgewichtigen Diskussionspartners erlaubten, die Verbindungslinien noch weiter auszuziehen: Nicht die Verschworenen stehen also, wie es mit sehr viel größerer Beweiskraft vertreten werden kann, in der Tradition eines verklärten Preußentums, sondern die Ablehner eines Putsches. Diese sind die gleichen Nursoldaten, die mit ihrer politischen Gleichgültigkeit, ja schon böswillig zu nennenden Borniertheit im Stile Seeckts die Machtübernahme Hitlers nicht verhindert und die Weimarer Republik zu Fall gebracht haben. Sie waren damals und nun einmal wieder die Totengräber des Fortschritts durch eine Ignoranz, die einen Wesenszug deutschen Soldatentums ausmacht und nun endlich mit der Wurzel ausgerottet und durch einen umgreifenden Erziehungs- und Überwachungsprozeß endgültig ausgeschaltet werden muß. Der eigentliche Urheber des deutschen Unglücks ist der deutsche Soldat.

Es genügt, diese Perspektiven anzudeuten, um ihre Unhaltbarkeit und ihre Gefahren zu zeigen. Sie waren nach 1945 nicht wenig beliebt und haben schon damals genügend Unheil angerichtet. Eine nicht zu unterschätzende Gefahr besteht bereits darin, daß durch derartige Übertreibungen einiger zutreffender Wahrheitskerne eine ebenso blinde Reaktion hervorgerufen wird, die vernünftige Korrekturen erschwert. Hier zeigt sich eine weitere, gravierende Folge der Tatsache, daß die Diskussion um den 20. Juli vorwiegend von Nichtsoldaten geführt wird. Eben durch seine Nichtbeteiligung rückt der Soldat, über den vornehmlich und vorwurfsvoll gesprochen wird, in eigentümlicher Weise in den Mittelpunkt des damaligen Geschehens, wie es dem Sachverhalt nicht entspricht. Es kann kein Zweifel sein: Die Verschwörung des 20. Juli war in Wahrheit weder ein Putsch der Offiziere noch war deren Verantwortung allein, ja auch nur in erster Linie, angesprochen⁹. Die Haltung, die diese These leugnet, scheint mir das eigentliche Hindernis für jede Neubesinnung und der Grund für den unbefriedigenden Stand der Diskussion um den 20. Juli zu sein.

Die Billigkeit der Gegendarstellung liegt auf der Hand: Der Sündenbock des deutschen Unheils, der Soldat, kann in der Wüste vom Felsen gestürzt werden. – Alle anderen sind von Verantwortung frei und bar aller Schuld. Unbelastet und unbeschwert geht man an den Neubau, dem das eigene Versagen unbefangen eingemauert wird. Selbstgerechtigkeit hat freilich noch nie zur Wahrheit geführt, sondern zur Blindheit, und die demoralisierende Wirkung dieser Einstellung in polito-hygienischer Hinsicht, wenn dieser Ausdruck hier erlaubt ist, ist offenkundig.

Die Soldatentadler stehen eindeutig unter dem Einfluß bestimmter, typisch deutscher Zwangsvorstellungen und Archetypen, die nicht immer ohne Peinlichkeit

⁹ Siehe dazu etwa: Gerhard Ritter, *Die Wehrmacht und der politische Widerstand gegen Hitler in: Schicksalsfragen*, a. a. O., Bd. I, besonders S. 349, 363; und Bernd Gisevius, *Bis zum bitteren Ende*, Zürich 1946.

aus dem Unbewußten ins Licht der Kritik gerückt werden können. Eine Klärung würde ohne Zweifel die Diskussion endlich über ihre unbefriedigende Vordergründigkeit hinausführen. An erster Stelle steht hier die Figur des Offiziers, im besonderen des „Generals“ und Befehlshabers. So verfehlt die gesellschaftliche Vorweltkriegsentwicklung mit ihrer ungerechtfertigten, ja verhängnisvollen Sonderstellung des Offiziers war und so begründet die scharfe Kritik an diesen Zuständen ist, so wenig haben sich bislang Volk und Kritiker von diesem Bild befreien können. Sie erliegen vielmehr weiter wie die Zeitgenossen dieser Zustände dem Eindruck des gesellschaftlichen Scheines, den sie für die Spiegelung von wahrer Macht und Einfluß nehmen. Man möchte das allein schon aus dem polemischen Ton schließen können, der auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesen Erscheinungen noch beherrscht. Auch die scharfen Gegner jeder Sonderstellung des Offiziers halten diesen doch für den Träger einer besonderen Ehre, und im Verband für verantwortlich für die Einhaltung von Verfassung und von unauflösbaren Naturrechten¹⁰. Der politische Einfluß des Offizierkorps wird hart kritisiert und bekämpft, seine Scheu und Zurückhaltung aber in gleicher Weise verurteilt¹¹. Der erstaunlichen Inkonsequenz begegnet man in diesen Fragen auch in der wissenschaftlichen Literatur auf Schritt und Tritt. Idealisiert und unwirklich ist weiter besonders die Berechtigung zu Gewaltverfügung der „Generale“ und Befehlshaber. Nicht immer sind es gleich so groteske Formulierungen wie z. B. „Fritsch und sein Heer“, die das aussprechen¹². Aber die Vorstellung einer uneingeschränkten und dann allerdings mit Recht unermüdlich getadelten Befehls- und Kommandogewalt ist tief eingewurzelt. Man fühlt sich bei diesen Zensoren militärischer Unentschlossenheit und Ohnmacht geradezu in das Jahrhundert frühneuzeitlichen Söldner- und Frondenwesens zurückversetzt. Jeder Sachkundige weiß demgegenüber genau, wie begrenzt nicht nur der allgemein politische Einblick der „Generale“, sondern auch ihre Befehlsfähigkeit der Truppe gegenüber in Fragen waren, die den engen militärischen Rahmen überschritten. Es war z. B. völlig ausgeschlossen, die Truppe etwa im Heimatgebiet ohne entsprechende Täuschungen auf Berlin in Marsch zu setzen. Nun, diesbezügliche Vorwürfe sind meist nicht näher beschrieben, wirken dafür aber um so phantastischer.

Ein letzter gravierender Punkt, der fast allgemein festgestellt werden kann, ist die maßlose Überschätzung der Konformität des Offizierkorps. Sie nahm spätestens

¹⁰ Siehe dazu: Helmut Krausnick, *Die Wehrmacht im Dritten Reich in: Schicksalsfragen der Gegenwart*, a. a. O., Bd. II, besonders S. 314, 319; und K. D. Bracher, in: *Schicksalsfragen*, a. a. O.

¹¹ Ebenda.

¹² Gisevius, a. a. O., aber auch Bracher, a. a. O., S. 117.

Theodor Steltzer, Rede zum 20. Juli 1961 in der Universität Frankfurt: „Im Grunde war die Reichswehr die einzige Gruppe, die nach der Machtergreifung Hitlers noch die Möglichkeit zum Eingreifen besaß. Es gab genug verfassungswidrige Handlungen, die dafür eine Legitimation und eine Verpflichtung abgaben.“

H. Krausnick, a. a. O., S. 310: Die Haltung der Reichswehr „lief praktisch auf die Duldung einer amoralischen Staatsführung hinaus“.

seit 1850 rapide ab¹³. So konnte man von einer Wortführungsberechtigung einzelner Führer anfangs nur noch sehr bedingt, schließlich aber überhaupt nicht mehr sprechen. Die Reichswehr mag diese Entwicklung zeitweilig aufgehalten haben¹⁴. Es dürfte indessen auch hier verfehlt sein, von einer „Politik der Reichswehr“, ausgeführt von ihrem Exponenten Schleicher, geschweige denn von einer „pressure group“ zu sprechen¹⁵. Es bestand kein Offizierkorps, das sich übrigens gehütet hätte, Schleicher als Wortführer anzuerkennen¹⁶. Etwas anderes ist es natürlich, von einer Politik Schleichers unter Ausnutzung der Existenz der Reichswehr zu reden. Gewiß blieben auch nach 1935 noch einige Faktoren der Korpsbildung erhalten: Der Regimentskommandeur hatte bei der Auswahl des Offizier Nachwuchses das letzte Wort. In ballottage der aktiven Offiziere wurden Herren der Reserve in das Regiment aufgenommen, und, als wichtigstes, das Personal- und Beförderungswesen wurde von ausgesuchten Offizieren geleitet. Aber abgesehen davon, daß die ersten Momente bei dem großen Bedarf im Frieden nur eingeschränkte Bedeutung hatten und im Krieg ganz fortfielen, bestand keine Möglichkeit, einen gemeinschaftlichen Willen zu bilden, ihn festzustellen und durch eine gewählte Führung auszudrücken. Die Existenz eines „Korps“ war, wie eine Reihe von Erscheinungen, darunter der Ulmer Reichswehrprozeß von 1930, belegen, nichts weiter als eine mitgeschleppte Fiktion.

Diese Einzelthesen werden im allgemeinen auch anerkannt. Trotzdem bleiben etwa Vorwürfe und Charakteristiken gegenüber der Gesamtheit als einem handelnden Subjekt bestehen. Es ist erstaunlich, mit welcher Zähigkeit bis in unsere Tage an dieser Korps-Fiktion festgehalten wird. Hier werden etwa Wortführerrechte in Anspruch genommen – dort wird jeder Ansatz von Korpsgeistbildung bekämpft und doch auch wieder gefordert.

Auf diesem Gebiet müssen klare Vorstellungen geschaffen werden, will man zu einem zutreffenden Urteil über die Rollenverteilung am 20. Juli kommen. Anders ist es nicht möglich, ein rechtes Bild der Vergangenheit zu gewinnen und von dem Nebel der Unaufrichtigkeit zu befreien. Der Historiker, insbesondere der Gegenwartshistoriker, muß sich darüber klar sein, daß Inkonsequenzen und Beurteilungsfehler zwar nicht überall erfaßt und benannt werden können. Aber sie werden er-

¹³ Siehe dazu P. Rassow, Die Bevölkerungsvermehrung Europas und Deutschlands im 19. Jahrhundert, in: Einheit des Abendlandes, Köln 1960, S. 159; und K. Demeter, Das deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat, 2. Frankf. 1962, S. 190 und 250.

¹⁴ Die sogenannte Wahl Seeckts zum Chef der Heeresleitung durch Offiziere 1920 ist unstritten. Sie blieb zudem wirkungslos und Episode.

¹⁵ Wolfg. Sauer, Die Reichswehr, in: Bracher-Sauer-Schulz, Die Auflösung der Weimarer Republik, Stuttgart 1955, S. 242: Als typisch für das Bestreben, eine „pressure group“ zu bilden wird bezeichnet: „a) die Tendenz, die ideelle und soziale Einheit der Mitglieder aufrechtzuerhalten, verbunden mit dem Bestreben, aus den eigenen Reihen heraus eine politische Spitze auszuscheiden, die die Interessenvertretung nach außen übernehmen konnte, und b) eine fortlaufende Reihe von Versuchen zur Verschleierung der eigenen politischen Position und Zielsetzung.“

¹⁶ So auch H. Krausnick in: Schicksalsfragen, a. a. O., S. 292 und 301.

spürt und wecken gerade bei der jungen Generation die so oft berufene Skepsis und Zurückhaltung.

Die Klarstellung der Begriffe nun würde den 20. Juli zu dem erst machen, was er wirklich war: die Antwort auf eine politisch-ethische Versuchung abgründigster Art, gerichtet an ein ganzes Volk in seinen Verantwortlichen. Es ging nicht um die Ehre des Offiziers, sondern um die Ehre aller. Versagt haben nicht nur die Soldaten, sondern alle, die nicht zur Stelle waren, wo sie dazu imstande gewesen wären. Es ist hier nicht der Ort, nun im einzelnen andere Möglichkeiten zu untersuchen oder gar neue Vorwürfe zu erheben. Doch wer eine Bilanz zieht, muß die Posten in der richtigen Höhe und an der richtigen Stelle einsetzen. Hier ist einfach in der Klarstellung noch erhebliche Arbeit zu leisten, die vielleicht weniger im Beibringen neuen Materials und scharfsinniger Interpretation als in Bekennermut besteht.

So nur kann die Skepsis der jungen Generation überwunden werden, die schon Schwierigkeiten genug hat, sich in die abnormen Verhältnisse der 30er, 40er Jahre zu versetzen. Ihre Kritik richtet sich mit Fug gegen das ungerechtfertigte Bestreben ganzer Gruppen und Kreise, das Hauptverdienst am Gewissenaufstand für sich in Anspruch zu nehmen, wie es hier und da versucht wird: also von einem Unternehmen des Adels, der Offiziere oder gar der Generalstabsoffiziere oder anderer zu sprechen. Ihre Skepsis erhält Auftrieb und ihre Diskussionsbereitschaft wird gemindert durch den prononciert antisoldatischen Standpunkt solcher Kreise wie der Bruderschaften, die sich unmittelbarer Nachfolge der widerstehenden Bekennenden Kirche im besonderen rühmen. Und schließlich hängt diese traditionsarme Generation aus ihrer Gegenwartserfahrung weniger an der Fiktion einer Offizierkorpsvorstellung, die anderen die Erkenntnis der wahren Sachlage verbaut.

Es ist dann auch nicht mehr nötig, daß neuerdings alle „eigentlich auch dabei waren“ und „davon wußten“ usw., was die Jungen mit Recht so stört. Unreife Meinungen können dann in Ruhe richtiggestellt werden, ohne daß gleich der Scheiterhaufen in Brand gesteckt wird. Sei man sich darüber klar, daß mit der Umkehrung des Verfolgungsvorzeichens dem Andenken der Männer und Frauen des 20. Juli keineswegs gehuldigt wird. Es gab leider beschämende Ansätze dazu, die bis zur Haftbarmachung der Sippe gingen. Wenn sie schließlich auch in besonnener Weise abgefangen wurden, haben sie doch verschreckt und waren der Aussprache nicht förderlich. Der Rat, sich in solchen Situationen die Frage vorzulegen, wie hätte Beck entschieden, wie Stauffenberg, Leber, Delp gehandelt, mag der einfachste sein, der gegeben werden kann, was aber durchaus nicht gegen seine Güte spricht. Man belauere also nicht die Bundeswehr, sondern lege vor sich selbst Rechenschaft ab. Damit hilft man sich selbst und allen, auch der Bundeswehr, die wie andere Institutionen der mitdenkenden Hilfe aller bedarf. Das betrifft auch subtilere Probleme, die längst noch nicht alle mit den Instrumenten entsprechender Feinheit angefaßt worden sind. Gemeint sind rechts- und sozialgeschichtliche Untersuchungen über den Einfluß der Armeen und die Beschaffenheit militärischer Macht jeder Art. Sie werden die zeitgeschichtlichen Verhältnisse und Möglichkeiten in einem klareren Licht erscheinen lassen und auch der Beurteilung des 20. Juli zugute kommen.

In Klärung, Vertiefung und in der Abkehr vom rein militärgeschichtlichen Blickwinkel besteht also die Aufgabe, die schon jetzt die Frage neu beantworten läßt: Können die Verschwörer des 20. Juli Vorbilder sein? Sehr wohl als Menschen jeder Berufssparte, die ihr Gewissen höher als alles andere stellten. Als Handelnde mit exceptionellen Mitteln in abnormer Situation sind sie – und das ist ein berechtigter Diskussionspunkt, den jener Leutnantsbrief offenbar anzuschneiden beabsichtigte – dem Alltag so entrückt wie etwa ein Heiliger der Christenverfolgung dem heutigen westlichen Glaubensleben. Sie sind damit auch über den militärischen Bereich weit hinausgewachsen, stehen dafür aber als Leitbilder für die Persönlichkeitsentwicklung in einem viel umfassenderen als dem bloßen Berufsbezug. Der 20. Juli ist also kein ausschließliches Soldatenthema. Gewiß spielte der Eid eine Rolle. Ein zutreffendes Urteil über ihr Gewicht abzugeben ist schwierig. Doch war sie mit Sicherheit 1944 nicht bedeutender, als wie sie von Groener 1918 umschrieben wurde. Auch hier stehen sich Ideal und Leben in Loyalitätstheorie und Loyalitätswirklichkeit gegenüber. 1918 hielt z. B. nur der Eideswortlaut den Schein aufrecht, als stehe die Bindung an den Monarchen an oberster Stelle.

Viel lähmender auf die soldatische Initiative wirkte sich die Ämterkonzentration auf die Person Hitlers aus. Fügte er doch in planmäßigem Vorgehen nicht nur das Amt des Reichspräsidenten (1934), sondern auch die entscheidenden militärischen Befugnisse dem Reichskanzleramt hinzu: 1938 den militärischen Oberbefehl mit Übernahme des Reichskriegsministeriums, 1941 den Oberbefehl über das Heer. Auch die SS-Verbände waren unmittelbar auf seine Person eingeschworen. Zusammen mit seinen Eigenschaften als Parteiführer, oberste Rechtsinstanz, Ideologe, wirkte Hitler als Idol, welches das Abhängigkeitsbewußtsein des Soldaten in zweifelhaften Situationen planmäßig verwirrte. Die weitgehende Mahnung zur Loyalität, die Luther Assa v. Kramm ans Herz gelegt hatte, war noch tief verwurzelt. Wo sie aus bestimmten Gründen dem militärischen Führer etwa verweigert wurde, stand sie zunächst doch dem politischen zu.

Auch die Gehorsamsfrage stellte sich nicht in der Deutlichkeit, wie sie etwa A. de Vigny in „Cachet rouge“ beschreibt. Den äußersten Mißbrauch der Truppe im Henkerdienst hat Hitler bekanntlich im allgemeinen vermieden. Die Frage eines Aufstandes gegen sinnlose Opferung und offensichtlich falsche Führung stand nicht im Mittelpunkt und war zudem nur von wenigen Mithandelnden einigermaßen zu entscheiden. Dagegen spricht nicht, daß die militärischen Verschworenen der höheren Ränge, wie auch Stauffenberg, über den Protest gegen verantwortungslose Maßnahmen Hitlers in den Verschwörerkreis traten¹⁷. Sicher war 1944 die Lage klarer, als sie es etwa für Mac Mahon 1870 oder die russischen Nordarmeen 1914 gewesen war: Der eine hatte im Zweifel über die Mitspracheberechtigung irgendwelcher undurchsichtiger höherer politischer Gesichtspunkte sehenden Auges gehorsam den Marsch in den Untergang nach Sedan angetreten. Die anderen waren aus den gleichen Gründen in unfertigem Zustand bereits im August in Ostpreußen

¹⁷ Scheurig, a. a. O.

eingerückt. Aber sie war lange nicht eindeutig genug, um den schweren Schritt zum Aufstand als einzige Konsequenz erscheinen zu lassen.

Nicht also um Widerstand gegen verfehlte Politik, die der Soldat mit seinem Einsatz zu vertreten hätte wie – mit Einschränkungen, die hier nicht behandelt werden können – bei Yorck, 1812, handelt es sich. Auch Marlboroughs oder Mac Arthurs Beispiel einer erfolgreichen bzw. gebrochenen Opposition gegen bestimmte strategische Anweisungen läßt sich nicht heranziehen. Die militärischen und auch die politischen Gesichtspunkte werden völlig zurückgedrängt durch den einen ethischen Faktor. Er stellte die Beteiligten vor die ethisch politische Entscheidung, den Urheber einer amoralischen, verbrecherischen Politik zu beseitigen, den Sturz der Regierung, den Hochverrat. Dieser hebt sich durch Zurücktreten des persönlichen Ehrgeizes und die unbedingte Vorherrschaft des ethischen Gesichtspunktes in gleicher Weise weit von Wallensteins Konspiration wie durch den Wegfall persönlicher Motive von dem Zarensturz von 1801 ab. Mit ihnen könnte der Staatsstreichversuch von 1944 sonst wohl noch am ehesten verglichen werden.

Erst in der Durchführung stellen sich hier wieder schwere Fragen für den Soldaten: Wieweit nämlich sind Funktionsträger zu legislativer Tätigkeit berechtigt? Wieweit ist die Wehrmacht letzter Hüter der Verfassung und des Rechts, das moralische Gewissen des Volkes? Es ist nicht zu leugnen, daß diese Vorstellung in Deutschland weithin die Gemüter unbewußt beherrscht. Man möchte das geradezu als einen Modellfall eines tief gesunkenen und verwurzelten alten Traditions-komplexes bezeichnen. Hier wird ein Kompetenzgefüge vorausgesetzt, das in keiner Verfassungstheorie Niederschlag gefunden hat, ja auch nur in seinen Andeutungen gemeinhin mit Recht scharf bekämpft wird¹⁸. Die Streitkräfte als eigenverantwortliche Hüter der Verfassung und Wahrer von Recht und Anstand in der Politik existieren aber ebensowenig etwa in der nichtparaphierten Verfassungswirklichkeit. Allenfalls sind hier vorkonstitutionelle Befugnisse naturrechtlicher Art gemeint, die normalerweise mit Schweigen übergangen werden. Damit wird die beliebte, aber äußerst gefährliche Praxis, den Soldaten in gesetzearmen Räumen operieren zu lassen, bedenklich und wenig ehrenvoll für alle Verfassungsväter erneut erweitert. Ist es doch wohl in der Tat nicht angängig, die Verantwortung für das Erteilen von Befugnissen abzulehnen, mit Vorwürfen und Verfemungen aber nachträglich flink bei der Hand zu sein, wenn die militärischen Stellen, ungeschickt oder den Verhältnissen einfach nicht gewachsen, in dem ausgesparten Vakuum tätig werden.

Auf abnorme Ausnahmesituationen, die sozusagen legale Herrschaft des Verbrechens, kann sich keine Verfassung und keine Staatsordnung einstellen. Ihr ist in der Tat nur wieder mit exzeptionellen Maßnahmen zu begegnen unter Rückgriff auf primitivste Grundrechte. Aber schon der Blick auf diese war in der deutschen militärischen Tradition gründlich verbaut. In unmittelbarer Fortführung absolutistischer Prinzipien war stets die Vorstellung gepflegt, daß auch im Zeitalter der

¹⁸ Näheres siehe jetzt bei: Manfred Lepper, Die verfassungsrechtliche Stellung der militärischen Streitkräfte im gewaltenteilenden Rechtsstaat, Bielefeld 1962, S. 58.

Allgemeinen Wehrpflicht im Kriege nicht das Heer zum Volk, sondern das Volk zum Heer wurde. Unter Hintanstellung aller staatsbürgerlichen Eigenschaften und Rechte unterwarf sich der einzelne der Herrschaft der militärischen Disziplin.

Doch während in absolutistischer Zeit der strengen Disziplin wesentliche Gegengewichte in Gestalt des Vertragscharakters im Wehrverhältnis und der Ehre innerhalb des Offizierkorps, den Herrscher eingeschlossen, erhalten blieben, war hier unter dem Einfluß der modernen Massenheere ein ständiger Abbau vor sich gegangen. Die weitgehende Unabhängigkeit des Offiziers und die begrenzte des Söldners waren durch Verfemung des Heereswechsels, durch Anonymisierung der Vorgesetztenbeziehungen verlorengegangen¹⁹. In Preußen-Deutschland wurde durch den Ausbau der Befehls- und Kommandogewalt – neben deren verhängnisvoller Seite – eine Zeitlang noch in Wirklichkeit und schließlich in der Fiktion eine gewisse Eigenständigkeit der militärischen Welt erhalten. Dieser Befehlsbegriff übernahm gewissermaßen den Schutz des Soldaten gegen ungemessene und sachfremde Forderungen, nachdem dessen Anspruch auf Berücksichtigung der eigenen militärischen und politischen Meinung ebenso verlorengegangen war wie jeder wirtschaftliche Rückhalt, der jene erst möglich machte. Immerhin blieb ein ausgeprägtes Ehrvertrauen zu allen vorgesetzten Stellen bestehen, das in politisch-moralischer Hinsicht, wie man wird sagen dürfen, in Preußen-Deutschland durch lange Zeitperioden hindurch nicht wesentlich enttäuscht worden ist. Dem Ehrvertrauen antwortete eine in Tradition und Erziehung gepflegte Ehrverpflichtung. Denn dem Inhaber der Befehls- und Kommandogewalt war ursprünglich, wie es sich unter dem Absolutismus herausgebildet hatte, politische Verantwortung zugestanden und ein politisches Urteil zugebilligt worden. In dieser Stellung waren also die Befehlshaber eine Art Differentialträger zwischen dem politischen und militärischen Sonderbereich mit deren gegensätzlichen Funktionssystemen. Sie fand in der Truppe ihren frontnächsten und rangniedrigsten Vertreter im Kommandierenden General. Dieser war seinerseits durch das geschilderte Ehrenband und die Frontkameradschaft mit der Truppe verbunden. Er war ursprünglich im Kriege ebenfalls zu politischen Entscheidungen (beispielsweise Kapitulation), auch im Gegensatz zu seiner Regierung, berechtigt. Dem Abbau dieser Bindungen und Schranken, der mit der Demokratisierung notwendigerweise, aber selten in Kenntnis der Zusammenhänge, betrieben wurde, stand keine Schöpfung neuer Kontroll- und Rechtsmittel gegenüber. Sie hätte in logischer Entsprechung zur Gesamtentwicklung nur in der Politisierung des Gesamtapparates, d. h. in dem politischen Mitdenken des einzelnen Soldaten bestehen müssen. Dies war und bleibt unausweichlich, wenn auch unbequem, und wird deshalb von keinem Politiker mit Lust gefördert.

So waren politisch gesehen die Heere in der Tat nichts weiter als Funktionsträger – ausführendes Werkzeug, und sollten es sein. Nichts konnte der Verpflichtung abträglicher sein, sich als lebendiges Gewissen der Nation zu fühlen, auch wenn

¹⁹ s. P. Rassow, a. a. O., S. 143.

dies ebenfalls als Fiktion hier und da noch aufrechterhalten blieb. Verantwortung hat, wer Macht hat, die vom Amt oder der Person ausgeht. Dazu gehören natürlich auch führende Soldaten. Aber nicht als Gewaltträger und nicht allein. Macht ist nur in primitiven Gesellschaftszuständen gleichbedeutend mit Gewalt. Der Demokratie entspricht die Entmachtung der Gewalt – ihre Funktionalisierung. Groteskerweise hat Hitler nicht nur in diesem Fall bei der Beseitigung militärischer Zwischenstellen durchaus folgerichtig im Zuge der demokratischen Entwicklung gehandelt. Freilich galt für ihn nur die Tatsache, daß mit dieser Ämterkonzentration eine wichtige Reihe von Gegengewichtspaaren eliminiert wurden, die zu fruchtbaren, von ihm aus gesehen störenden Diskussionen und Kontrollen hätte führen sollen. So konnte dieses Verfahren auch der Ausbildung der Diktatur dienen. Der Diktator, der selbst das Prinzip, ausspielbare Gegensatzpaare zu schaffen und so seine Herrschaft zu festigen, bis ins Detail verfolgte, duldet an der Spitze keine Trennung und Gewaltenteilung. Der Ausfall aller Gegengewichte machte den Staatsstreich zum unausweichlichen Mittel. Damit ist dann kaum ein größerer Gegensatz zum Wesen demokratischer Politik denkbar. Auch steht diese Praxis nur scheinbar in preußischer Tradition, die im Königsheer zweifellos überständige Formen des Wehrwesens in Zentralisierung und persönlicher Bindung in die neueste Zeit hinüberrettete. Dem legitimen demokratischen Vorgang der Gewaltschwächung muß aber der Abbau sozialer Ansprüche an die Gewaltträger entsprechen und – was vielleicht noch bedeutsamer ist – die Schöpfung neuer Instanzen folgen, will man später Krisen gewachsen sein. Politisch gesehen sind in den Heeren der Allgemeinen Wehrpflicht die Soldaten wichtiger als die Offiziere. Das muß endlich erkannt werden. Jene stehen in einer Art Diosmose mit dem Volksganzen in Austausch. Über dieses und unmittelbar müssen sie Einfluß auf die politische Gestaltung und auf die politischen Organe nehmen können.

Es hat sich indes gezeigt, daß die polito-moralische Gesundheit des Gesellschaftskörpers mit all diesen Vorkehrungen, die das politische Leben meinen, nicht gewährleistet ist. Auch ein entsprechendes Kompetenzgefüge hätte unter Hitler nicht ohne weiteres dem Verbrechen gewehrt. Dies kann nur durch eine feinfühligere, reaktionsfreudige Öffentliche Meinung geschehen. Wie sie zu schaffen, wie sie zu stützen ist, kann hier nicht behandelt werden. Jedenfalls verlangt ein solches Vorhaben u. a., um nur ein Beispiel zu nennen, daß das Bekenntnis von Schuld, die Anlastung von Verantwortung und die Beurteilung der Ehre einzelner oder von Gruppen nicht zu einer Frage der Politik, zu einem Politikum, gemacht werden. Das wissen allerdings wohl nur Völker, die sich ihrer selbst ganz sicher sind. Es hat für scharfsichtige einheimische und ausländische Beobachter nicht immer den Anschein, als ob diese Aufgabe, die Ethisierung der Politik nämlich, überall in ihrem ganzen Ernst erkannt worden sei. Auch das Völkerrechtsbewußtsein hatte in den letzten Jahrhunderten Schlag auf Schlag erhalten. Die Gewissen aller waren auch in dieser Hinsicht schreckerregend abgestumpft. Bereits der Einbruch der Idee der Staatsräson unter dem Einfluß des römischen Rechts war in Wirklichkeit ethisch nicht aufgefangen worden. Schlimmer noch war der Schlag, den der Gedanke der

absoluten Souveränität in Verbindung mit Rousseaus *volonté générale* der Nation dem übernational gerichteten ethischen Bewußtsein zufügte. Den Rest erlitten Ehre und Gewissen durch darwinistisch-nationalistische Vorstellungen vom ewigen Kampf und Auswahl der Besten, schon lange, bevor sie durch groteske Rassentheorien neuen Auftrieb erhielten.

Die kriegsrechtsentwickelnde Tätigkeit der Völker Europas hat völlig versagt, und auch Hugo Grotius hat keinen zeitgemäßen Nachfolger gefunden. Das Rechtsgefühl sprach nur noch unvollkommen an. Das war kein Boden, um Gewissenskräfte im Reiche der Politik zu wecken, eine Arbeit, um die sich auch die waffensegnenden Kirchen herzlich wenig kümmerten. Gewiß, die Soldaten waren hier säumig, und sei es auch nur darin, daß sie nicht ständig Forderungen auf neue Rechtsschöpfung stellten. Die Schuld liegt aber eindeutig auf ganzen Generationen. Sie sollte bekannt und abgetragen werden, in einer Arbeit, die unter keinen Umständen dem Soldaten vorbehalten bleiben darf.

So kann also festgestellt werden, daß die Anerkennung des Aufstandsversuches vom 20. Juli als gesamtpolitisches Ereignis und allgemein historische Verpflichtung vor der Tür steht. Das offizielle, wenn auch späte Bekenntnis der Bundesregierung von 1954 gab dem erstmalig Ausdruck. Trotzdem ist die verfehlte Beschränkung des Blickes auf die militärische Seite noch stark spürbar, in weitem Umfang getrübt durch irrige Vorstellungen und schiefe Begriffe, ja durch Selbstgerechtigkeit. Diese vornehmlich hindern die „Bewältigung“, die Einordnung in die deutsche Tradition und rufen die Skepsis der jungen Generation hervor. Dabei sieht der Soldat, soweit es ihn im besonderen angeht, die grundsätzliche Frage der Aufstandsberechtigung, auch unter Verletzung von Eid und Gehorsamspflicht, lange geklärt. Ihm geht es fernerhin in erster Linie um die Beantwortung der Fragen: Wie ist die ethisch-politische Verantwortung im Staat zu verteilen und auszuüben? Welchen Anteil, welche Verpflichtung, welche Möglichkeit haben die Streitkräfte hierbei? Damit sind gleichzeitig politische, rechtliche und theologische Probleme angesprochen, um nur die wichtigsten Gesichtspunkte zu nennen. Zur Klärung bedarf es der gewissenhaften Hilfe aller. Die Bilanz, die zu ziehen war, hat drängende Fragen geboren.

Dokumentation

TROTT UND DIE AUSSENPOLITIK DES WIDERSTANDES

Am 15. August 1944 – nach der Verhandlung vorm Volksgerichtshof – schrieb Adam von Trott in einem sehr persönlichen Abschiedsbrief: . . . „Du . . . wirst wissen, daß mich am meisten schmerzt, unserem Land die besonderen Kräfte und Erfahrungen, die ich in fast zu einseitiger Konzentration auf seine außenpolitische Behauptung unter den Mächten in mir ausgebildet hatte, nun vielleicht nie mehr dienend zur Verfügung stellen zu können. Hier hätte ich wirklich noch helfen und nützen können. Auch meine Gedanken und Vorschläge hierzu hätte ich so gern noch einmal in zusammengefaßter Form für andere zur Verfügung gestellt . . . Es war alles ein aus der Besinnung und Kraft unserer Heimat, deren tiefe Liebe ich meinem Vater verdanke, aufsteigender Versuch, ihr in allen modernen Wandlungen und Erschwerungen unwandelbar bleibendes Recht und ihren tiefen, unentbehrlichen Beitrag gegen den Übergriff fremder Mächte und Gesinnungen zu erhalten und zu vertreten. Darum bin ich aus der Fremde mit allen ihren Verlockungen und Möglichkeiten immer mit Unruhe und begierig dorthin zurückgeeilte, wo ich mich zu dienen berufen fühlte. Was ich draußen lernte und für Deutschland tun konnte, hätte mir hierbei gewiß sehr geholfen – weil um diese Zeit nur wenigen solche weitverzweigten Möglichkeiten zuteil wurden. So muß ich hoffen, daß auch ohne mich von vielen dieser Verbindungen auch so Verständnis und Hilfe zufließen wird . . . Aber ein Sämann überläßt nicht gerne knospende Saaten anderen zur weiteren Bearbeitung, denn zwischen Saat und Ernte liegen ja noch so viele Stürme. . .“¹.

Es sind in diesen Worten eine Reihe von biographischen Anhaltspunkten gegeben, denen hier nicht im einzelnen nachzugehen ist. Was am meisten in die Augen springt, ist einmal das Bekenntnis zu einer tiefen, durch keine Verzerrung des deutschen Wesens ablenkbaren Liebe zur Heimat mit der darauf gegründeten Entschlossenheit, ihr zu dienen auf alle Konsequenzen hin. Es ist zum anderen das bei diesem so wenig „pomphaften“ Mann – gerade die Abwesenheit dieser unter Deutschen so verbreiteten Eigenschaft machte ihn seinen englischen Freunden besonders lieb (siehe z. B. Dok. I) – überraschend stark hervorbrechende Bewußtsein einer ihm zugefallenen Rolle, ja einer Berufung, dem wohl nur die Nähe der Todesstunde so starke, von Tragik umwitterte Worte verlieh.

Man wird die spezifische Aufgabe im Bereich der Außenpolitik, die Trott für sich vorgezeichnet sah, nicht mit dem Ressortdenken des Legationsrats verwechseln wollen. Die amtliche Stellung in der Wilhelmstraße diente zum Teil der Tarnung einer Gegenfront, die nur „von innen“ – diese seine Auffassung ist frühzeitig und vielfach

¹ Nach dem Original im Besitz von Frau v. Trott. – Abgedruckt in Annedore Leber, *Das Gewissen steht auf*, Berlin 1954 (S. 222); ein Auszug daraus auch schon bei E. Zeller, *Geist der Freiheit*, 1956, 4. Aufl., S. 507.

bezeugt – aufgebaut werden konnte, nur durch Deutsche, die im Lande blieben auf alle Gefahr der Demütigung und der Niederlage hin. Die Ressorttätigkeit jedenfalls stand nicht im Mittelpunkt der von Trott zitierten Bemühung um „Behauptung unter den Mächten“. Es ging ihm gewiß nicht um Diplomatie im konventionellen Sinne, auch nicht um diplomatische Tätigkeit als solche, so sehr er im Verkehr mit einflußreichen Ausländern wie in der taktischen Abstellung auf Ribbentrop und Hitler, solange noch eine Möglichkeit des Aufschiebens des Krieges und eine Chance seiner Verhinderung durch den Staatsstreich zu bestehen schienen, das diplomatische Handwerk vollendet beherrschte, schon als knapp Dreißigjähriger. Was Trott im Rahmen der Außenpolitik des Widerstands in der Tat einen besonderen Rang zuweist, ist nicht nur die Häufigkeit und das Gewicht seiner Kontakte auch und gerade im Kriege; es beruht auch nicht nur auf dem Einfluß, den seine vitale und faszinierende Persönlichkeit auf Menschen höchst verschiedener Art ausgeübt hat, so daß „die Luft in einem Raum sich zu verändern schien, wenn er ihn betrat“². Gewiß legten sich diesem Einfluß im angelsächsischen Ausland Mißtrauen und Mißdeutungen in den Weg, veranlaßt durch Trotts bewußte Rückkehr nach Deutschland 1933 wie dann durch seinen Eintritt in das Auswärtige Amt und die damit scheinbar vollzogene Gleichschaltung, auch veranlaßt durch seine ungewöhnliche Bewegungsfreiheit und nicht zum wenigsten wohl durch seinen nie verhehlten Entschluß, Deutscher zu sein und zu bleiben. Aber in entscheidenden Situationen setzte das Echte und Überzeugende seines Wesens sich immer wieder durch, auch gegen eine vorgefaßte Meinung, wie sie etwa beim State Department in Washington bestand.

„Einem durchschnittlichen Menschen“, so heißt es im Nachruf eines Freundes, „wäre es schlechterdings unmöglich gewesen, das schwere Gewicht der getarnten Position mit soviel Leichtigkeit zu tragen, unmöglich gewesen, ohne Krampf den Wechsel der Rollen durchzuführen und schon ganz unmöglich, im zermürbenden Hin und Her der verschiedenen inneren und äußeren Lager und der scheinbaren und wirklichen Funktionen so ruhig und klar, so fest und vor allem so liebenswert zu bleiben, wie er es war“³.

Zum rein Persönlichen aber kamen hinzu „die besonderen Kräfte und Erfahrungen“, kam ein Vermögen, die preußischen Traditionen und die eines Standes, seiner Verantwortung vor den Aufgaben einer neuen Zeit und das Bewußtsein notwendiger Opfer, zu verbinden mit einer „Hellsichtigkeit für das Kommende“⁴. Sie ließ den 21jährigen niederschreiben: „Die Selbstbehauptung des Staates auf dem Wege der Rechtsentwicklung, nicht dem des Krieges ist heute zu erstreben. – Krieg als gerechte Entscheidung des Weltgerichts über die historische Daseinsberechtigung eines Volkes ist heute Absurdität.“⁵ Und sie brachte schon den Studen-

² Nach einer Äußerung aus dem Freundeskreis.

³ Nachruf von H. W. v. Oppen (ungedr.).

⁴ Eberhard Bethge, Adam von Trott und der deutsche Widerstand, in dieser Zeitschrift 11 (1963), S. 214f.

⁵ Notiz von 1930 (Nachlaß).

ten sozialistischen Gedanken nahe. Aus seinem Verkehr in Arbeiterkreisen zog er in einer Notiz von 1930 die Folgerung, daß der „ernsthafte Proletarier“ instinktiv meist genau wisse, „wann die Worte eines Intellektuellen ernst zu nehmen sind“⁶. In Übereinstimmung damit urteilte der rückblickende Freund⁷: „Trott war wie geschaffen für die Begegnung mit den Sozialisten; ebenso war er geeignet für die schweren Gespräche mit dem Feind und dies beides aus demselben Grunde: er überzeugte sein Gegenüber ohne viele Worte von der Lauterkeit seines Anliegens.“

Wie hier noch einmal auf das im Persönlichen Verbindende beim Handeln nach innen wie nach außen verwiesen wird, so ist das auf innerpolitische und gesellschaftspolitische Überzeugung Gegründete in Trotts außenpolitischem Leitbild nicht zu verkennen. Es war westlich schon allein deshalb, weil Freiheit und Würde des Menschen, weil die Bewahrung letzter Werte gegen die Dämonien im Zentrum seines Denkens stand. Dies war ja die Front, in der die führenden Männer des Widerstands engagiert waren. Aber wie Trott die Notwendigkeit tiefgreifender sozialer Reform für ein künftiges Deutschland betonte, so war er überzeugt, daß es in produktiver Auseinandersetzung mit dem Kommunismus werden müssen. Sein oft zitiertes Wort von der notwendigen Verbindung zwischen dem „Personalprinzip des Westens und dem Realprinzip des Ostens“ gibt Trotts außenpolitischen Anschauungen und Bemühungen eine bestimmte Tiefendimension.

Dazu kamen dann schließlich die besonderen Erfahrungen, die allerdings vornehmlich nach Westen wiesen. Seit seinen Hegel-Studien war Trott intensiv mit Problemen des Völkerrechts befaßt und dabei dringlich auf die Auseinandersetzung der deutschen geistig-politischen und der englischen Tradition verwiesen, zu der er allein schon familienmäßig Zugang hatte und die ihn als Gegengewicht durch ihren „Ausgang vom Erfahrbaren“ mächtig anzog. Es liegen darüber viele persönliche Zeugnisse vor. So waren neben zweimaligen Besuchsreisen nach England vor allem die 1³/₄ Jahre des Rhodes-Stipendiums in Oxford (Oktober 1931–Juli 1933) von ungemeiner Fruchtbarkeit. Zu der beabsichtigten Kritik an Hegels politischer Philosophie ist Trott freilich über der Fülle der neuen Eindrücke nicht mehr gekommen. „Seit England“, schrieb er im Rückblick 1935⁸, „bin ich in die Ströme des unmittelbaren Lebens so stark zurückgerissen worden, daß mein Versuch, mich ‚explicite‘ zu dieser Philosophie zu stellen, in immer weitere Ferne gerückt ist. In England freilich füllte sich auch jene ‚dynamische‘ Begriffswelt mit der Anschauung echter politischer Lebendigkeit und die kontemplative Isolation mit einer Vielzahl von Freunden, die mich mehr oder weniger stark angingen.“

Die erste Reise nach USA (Februar 1937) fügte diesen Erfahrungen außer weiteren menschlichen Beziehungen wohl nichts Entscheidendes hinzu. Trott fand in den dortigen politischen Vorstellungen, wie er meinte, viel von England wieder und die Beziehungen zu Deutschland wesentlich durch das deutsch-englische Verhältnis bestimmt. Aber er hatte Gelegenheit, sich von der Macht des Landes ein Bild zu

⁶ Ebenda.

⁷ Oppen, a. a. O.,

⁸ Brief an Prof. Ecke vom 19. 12. 1935, Nachlaß.

machen und, wie er schrieb⁹, „Europa als Ganzes“ von einem entfernten Blickwinkel zu sehen. Vollends in eine andere Welt führte ihn dann – nach intensiv geistiger Vorbereitung – der fast 1½-jährige Studienaufenthalt in Ostasien. Seine Beschäftigung mit chinesischer Philosophie trug nicht nur, wie die Freunde zu beobachten glaubten, zur Gelassenheit seiner doch immer auf Tat gespannten Art bei, sondern hatte direkte politische, auch außenpolitische Bezüge. Sie galt vornehmlich den Staats- und Herrscher-Vorstellungen und damit den „staatspolitischen Hintergründen“ des fernöstlichen Konflikts, über die nach der Rückkehr ein Vortrag im Berlin Aufschluß zu geben suchte¹⁰. Und wie für Trott in Europa das Wunschbild deutsch-englischer Kooperation auf der Grundlage selbst erlebter wechselseitiger Ergänzung trotz allem Bestand hatte, so glaubte er in Ostasien die Möglichkeit solchen Zusammenwirkens zur Herstellung des Friedens zu sehen, der dann auch auf Europa zurückwirken werde. Eine Denkschrift für die Trustees der Cecil Rhodes-Stiftung (und ein Brief an Lord Lothian) legten das im einzelnen dar¹¹.

Gegen den Hintergrund der so vielfältig angeknüpften Verbindungen und so weiträumiger Erfahrungen wird man Trotts besondere Teilnahme an der Außenpolitik des Widerstands zu sehen haben. Nach Lage der Dinge läßt sie sich freilich nicht aktenmäßig verfolgen – mit der einen Ausnahme der Mission vom Juni 1939¹², die so derb mißverstanden worden ist. Sonst ist man bisher auf Andeutungen angewiesen bezüglich der zahlreichen Trottschen Auslandsreisen während des Krieges und auf einige glückliche Funde, die Dokumentationen der „Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte“ zu Grunde lagen. So ist im Jahrgang 7 (1959, S. 318ff.) der volle Text der von Trott noch ergänzten und mündlich erläuterten Denkschrift abgedruckt worden, die er im November 1939 dem State Department einreichte und über die es zu zwei Unterredungen mit dem Assistant Secretary of State, Mr. Messersmith, kam. Die Werbung bei den damals noch neutralen Vereinigten Staaten für ein Bündnis der „constructive elements“ in allen Ländern und der Appell an die solidarische Verantwortung der westlichen Welt sind gewiß von erheblichem Interesse. Beide verhalten indessen bis auf einen leichten Wink an den Geschäftsträger in Berlin, wie die mitabgedruckten Akten des State Department belegen.

Im Jahrgang 5 (1957, S. 388ff.) wurde eine weitere, zeitlich später liegende Denkschrift Trotts veröffentlicht, die über den ökumenischen Rat der Kirchen in Genf Ende April 1942 an Sir Stafford Cripps gelangte und die Churchill „very encouraging“ fand. In der Tat – und auch abgesehen von den ziemlich genauen Informationen, die das Memorandum über Zusammensetzung und Geist des deutschen Widerstands gab, ist es mit der Aufzeigung der gleichen dreifachen Bedrohung, vor die der gesamte Westen sich gestellt sehe, und mit dem Aufruf zur Soli-

⁹ Nachlaß.

¹⁰ Gedruckt in: Zeitschr. für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, IX, Nr. 2.

¹¹ Peiping, July 1, 1938 (Abschrift im Nachl.): „The proposed move-shifting the vexed problem of Anglo-German relations to a field of constructive collaboration – would be a contribution to the peace of Europe as well as of Asia.“

¹² Akten z. Deutschen Ausw. Politik, Serie D, Bd. VI, S. 562–570.

darität verantwortlicher Gruppen mit denen, die in Deutschland ständig gegen den Nihilismus und seine nationalsozialistische Manifestation gefochten hätten, ein sehr eindrückliches Dokument. Nach dem Urteil von Trotts nahem Freund David Astor zeigt es, daß Adam „die Eigenschaften und das Kaliber eines großen europäischen Staatsmanns besaß“¹³.

Zu diesen beiden Dokumentationen soll im vorliegenden Heft, das ganz im Zeichen der 20jährigen Wiederkehr des 20. Juli 1944 steht, noch eine Nachlese geboten werden. Zugleich möchte ich kurz Rechenschaft geben über das, was im Hinblick auf Adam von Trott wissenschaftlich geplant war oder ist. Ein Freundeskreis von Deutschen und Engländern hat sich mehrfach mit dieser Frage beschäftigt – im Bewußtsein ihrer Relevanz für die Geschichte der Beziehungen zwischen beiden Ländern vor und im Zweiten Weltkrieg. Mir lag dabei der Gedanke an eine Monographie über Trott und die Außenpolitik des Widerstands am nächsten. Sie hat sich indessen von der Materialseite her als undurchführbar erwiesen, bzw. wäre nur durchführbar gewesen bei ähnlich freiem Zutritt zu den in England zu vermutenden Quellen, wie er vom State Department in Washington gewährt wurde. Nun weiß man sehr positiv von Denkschriften Trotts, die nach London gelangten, z. B. über Schweden. Auch berichtet David Astor aus offenbar sehr genauer Kenntnis, daß Sir Stafford Cripps eines Tages Sir Anthony Eden bat, einlaufende Mitteilungen von Trott als ‚bona fide‘ zu betrachten, aber die Antwort vom Secretary of State empfang, „that the dossier against Trott was so formidable that he could not concur“¹⁴. Es liegt auf der Hand, daß auch die Kenntnis von Verdächtigungen für den Historiker, der mit dieser tragischen Phase deutsch-englischer Beziehungen befaßt ist, von großem Interesse wäre. Aber das „dossier“ ist bisher nicht aufgetaucht. Nach amtlicher Auskunft des Foreign Office befindet sich dort kein Material über Trott, ob es vernichtet worden ist oder in anderen Registraturen steckt, hat nicht aufgeklärt werden können, und der Plan der Monographie entfiel. Hingegen wird in England der Plan einer Biographie mit Energie verfolgt. Es ist seit längerer Zeit dort (und in Schweden) Material gesammelt worden, und vielleicht gelingt es einem „born Englishman“, auch das noch Versteckte oder verloren Geglaupte aufzuspüren. Inzwischen hat mit aller Hingabefähigkeit alter Freundschaft Mrs. Chris Bielenberg Trotts Briefwechsel nachgespürt, der in einem Land ohne Gestapoüberwachung freier sich geben konnte, sie hat zahlreiche Persönlichkeiten über ihre Kontakte befragt, – auch mit dem Ziel, die Hindernisse aufzuklären, die sich Trotts Bemühungen in den Weg legten.

Für die entsprechenden Aufgaben in Deutschland hat die Forschungsgemeinschaft mir die Möglichkeit gegeben, eine wissenschaftliche Mitarbeiterin zu gewinnen¹⁵. Der Gedanke unsererseits war dabei, daß sich neben oder vor der Biographie ein Band „Politische Briefe und Schriften“ ergeben werde. Aber es erwies sich, daß

¹³ Zeller, a. a. O., 3. Aufl., S. 361.

¹⁴ Manchester Guardian Weekly, June 4, 1956.

¹⁵ Ich möchte auch an dieser Stelle Frau Dr. phil. Sophie-Mathilde v. Buch, geb. Burggräfin zu Dohna, für ihre verständnisvolle Assistenz herzlich danken.

der Schwerpunkt des Materials überwiegend im Persönlichen liegt. So entfiel auch dieser Plan. Alles bisher Gesammelte wird der Biographie zugute kommen¹⁶, der auch mit dieser Veröffentlichung nicht vorgegriffen werden soll. Aber bei dem gegebenen Anlaß und auch als Abschluß der bisherigen Arbeit schien ein Nachtrag zu dem Thema ‚Trott und die Außenpolitik des Widerstandes‘ wohl am Platze.

Das erste der abgedruckten Dokumente hat freilich nicht unmittelbar mit Außenpolitik zu tun. Es mag hier als einleitender Akkord dienen nicht nur wegen des Reizes der Schilderung und der intimen Bezeugung der Wirkung des 30. Januar 1953 auf Trott, sondern vor allem, weil es die menschlichen Voraussetzungen widerspiegelt, auf denen die Nähe Trotts zu seinen englischen Freunden und damit ein Teil seiner außenpolitischen Wirkungsmöglichkeit beruhten. Der Verfasser des Dokuments, ein Mitstudent aus den Oxforder Tagen, hat es Frau von Trott 1946 zur Verfügung gestellt. Im Abdruck sind zwei Absätze weggelassen worden, einer, der von Trotts geringerer Nähe zu Frankreich und französischer Literatur und einer, der von bezeichnenden, aber nicht sehr wesentlichen Einzelvorkommnissen berichtet.

Dokument II (undatiert) gehört in die Phase des Aufenthalts von Trott in Washington und New York im Spätjahr 1959. Es hat sich in der Obhut von Frau Julie Braun-Vogelstein in New York befunden, der es Trott im offenbar dort geschriebenen Entwurf zur Aufbewahrung – neben anderen Schriftstücken – überließ. Der maschinenschriftliche Text trägt in seiner Handschrift am Kopf den Vermerk: „Über Charles Bosanquet“ (einen Verwandten in England) „an Lord Halifax“ (damals britischer Außenminister). Das Dokument zeigt einige wenig erhebliche stilistische Korrekturen von unbekannter Hand. An der Autorschaft Trotts ist indessen nach dem Kopfvermerk und nach dem Inhalt des ganzen Stückes nicht zu zweifeln. Ebenso ist bei der Art des Vermittlers mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Denkschrift den Adressaten erreicht hat, doch hat sich, obgleich Trott Halifax wohl bekannt war, ein Echo (bisher) nicht feststellen lassen^{16a}. Was die Argumentation betrifft, so ist die Verwandtschaft zu dem Memorandum für das State Department nicht zu verkennen, und das Dokument wird bei der Folgerichtigkeit des Gedankengangs, der eine Änderung des „English approach to the German mind“ in der Weise anrät, daß alle Elemente des Widerstands im Grundsätzlichen sich angesprochen fühlen konnten, keines Kommentars bedürfen.

¹⁶ Bisher liegt ungedruckt ein umfängliches, höchst eindrückliches Manuskript vor, das Frau Clarita v. Trott für den Kreis der Angehörigen und Freunde verfaßt hat. – Eine darauf beruhende Zusammenfassung (Der Lebensweg von Adam von Trott zu Solz) ist gedruckt in: Ein Leben für die Freiheit – Eine Besinnung auf die Männer des 20. Juli 1944 anläßlich der Einweihung der Vertriebenen-Siedlung Adam von Trott zu Solz, Kassel 1960, S. 15–50.

^{16a} Der Nachlaß von Halifax konnte noch nicht herangezogen werden. Nach einem Brief von Charles Bosanquet (Vice-Chancellor of the University of Newcastle upon Tyne) an Frau v. Trott vom 14. Mai 1964 ist ihm das Memorandum von Adam v. Trott in New York in einem „sealed envelope“ übergeben worden, und er hat es im Foreign Office in London Sir Ivone Kirkpatrick übergeben, dem vormaligen 1. Sekretär der Britischen Botschaft in Berlin. Nach B.'s Vermutung sollte es sich im Archiv des Foreign Office befinden.

Hingegen läßt sich noch einiges anfügen, was in die gleiche Zeitphase fällt. Es haben sich – ebenfalls in der Obhut von Frau Braun – handschriftliche „Notizen“ erhalten über Besprechungen, die Trott mit Deutschen in New York hatte. In deren erstem Teil werden einleitende Überlegungen angestellt über das Verhältnis zu Rußland, das bei jedem, wie immer gearteten Kriegsausgang sein Gewicht in die Waagschale werfen werde. Es wird indessen zu erinnern sein an die scharfe Ablehnung aller national-bolschewistischen Tendenzen in der Halifax-Denkschrift. Auch die Notizen machen deutlich, daß die russische Orientierung nur als Ausweg zur Diskussion gestellt wurde, falls an „praktischer Kooperationshaltung“ des Westens zu verzweifeln wäre. Auf die Grundlagen einer solchen Kooperation richtet sich vor allem die Fragestellung der Notizen, und dieser (2.) Teil soll im folgenden gedruckt werden (Dok. III), insbesondere wegen seiner europäischen und über Europa hinauszielenden Perspektive.

Neben den Notizen liegen auch „Fragen an eine deutsche Gruppe“ vor, von der früher schon einiges bekannt war. Man wußte, daß Trott mit einer Reihe von prominenten Persönlichkeiten aus der Emigration sich abgestimmt hat¹⁷, indem er sie über seine Auffassung der inneren Lage in der Heimat informierte und mit ihnen außenpolitische Möglichkeiten erörterte. Die Denkschrift für das State Department (von der sich übrigens bei Frau Braun eine leicht abweichende Version fand) ist von Paul Scheffer entworfen und in einem „Kreis“ beraten worden. – Von den Persönlichkeiten, die in den „Notizen“ als Gesprächsteilnehmer erwähnt werden, hat Hans Simons von der „New School“ in New York in einem Brief an Frau von Trott vom 18. Juli 1957¹⁸ über seine Begegnungen mit ihrem Mann berichtet, nicht ohne Kritik an etwaigen Plänen der Annäherung an den Osten, um damit einen Druck auf den Westen auszuüben. – Ein anderer Teilnehmer der Besprechungen war der frühere Oberregierungsrat Dr. Hans Muhle. Von ihm liegt ein Brief an Kurt Riezler und Hans Simons vom 25. Dezember 1939 vor, der von den „unablässigen Bemühungen unseres Freundes von drüben, eine national gemischte Gruppe“ zusammenzubringen, spricht und zur Intensivierung eine „Vorklärung unter uns“ vorschlägt. Am gleichen Tage schrieb Muhle auch an Trott und regte eine Aussprache zu zweit „vor dieser Besprechung im deutschen Kreise“ an. Am 31. Dezember übersandte er ihm dann ein Memorandum „über den Weg künftiger deutscher Politik“, das zwar anerkannte, daß der Sturz des Hitlersystems auf absehbare Zeit „nur von der bewaffneten Macht und den hinter den oppositionellen Teilen der Generalität stehenden Schichten des Großbürgertums“ ausgehen könne, aber für das „Danach“ weit über die Reformgedanken Trotts hinaus alle Hoffnung auf den „überwältigenden Druck einer revolutionären Volksbewegung“ setzte¹⁹.

Zu der im Vorstehenden erwähnten „national gemischten Gruppe“ gehörte neben

¹⁷ Hierzu und zum folgenden die Dokumentation: Adam von Trott und das State Department, in dieser Zeitschrift 7 (1959), S. 318f.

¹⁸ Nachlaß.

¹⁹ Das Memo und die Briefe sind mir von Dr. Muhle (jetzt Mr. George M. Merten) zur Verfügung gestellt worden. Eine Ausfertigung für Trott befand sich unter den Papieren bei Frau Braun.

Amerikanern offenbar auch ein Engländer, von dem man ex post kaum vermuten würde, daß er im Krieg mit Deutschen so nahe Fühlung hielt: der später so bekannt gewordene Autor John Wheeler-Bennett²⁰. Es gibt einen von mir schon mehrfach benutzten ausführlichen Brief von Trott an seinen Freund David Astor vom 26. Dezember 1939, der hier nicht abgedruckt werden kann²¹. Er enthält reiches biographisches Material, u. a. eine eingehende Begründung der Bevorzugung des „inside work“ gegenüber jeder Möglichkeit der Wirkung vom Ausland her (insbesondere angesichts der „ill-deserved reputation of an ‚appeaser‘“); der Brief wendet sich, wie schon die Denkschrift für Halifax, gegen die Versuche machiavellistischer Propaganda und entwirft eine Art Programm konstruktiver Zusammenarbeit im Zeichen eines „konservativen Sozialismus“. Zwischendurch aber findet sich ein pointierter Hinweis auf Wheeler-Bennett, der eine „wesentliche Seite des deutschen Problems besser versteht“ als zur Zeit irgendjemand in England. Man solle daher sorgfältig auf ihn hören. „He has the implicit trust of important people in Germany though he is obviously as British as could be.“ Trott fügt hinzu, daß er Wheeler-Bennett eine besondere Botschaft für seinen Freund mitgebe und daß er ihn gebeten habe, an Astor ein von ihm geschriebenes Memorandum zu senden. „We have discussed it here at length and in detail and I would consider it *very important* that it should be taken seriously before it is too late.“

Dieses Memorandum hat sich in Abschrift unter den bei Frau Braun hinterlegten Papieren befunden. Es trägt am Kopf in Trotts Handschrift den Vermerk „JWB“ (Dok. IV) und zeigt zusammen mit der anliegenden Notiz über die Wiederherstellung des ‚Rechtsstaates‘ in Deutschland (beide vom 28. Dez. 1939) in der Tat eine so weitgehende Übereinstimmung mit Trotts Anschauungen und praktischen Zielen, daß die spätere Wendung des Verfassers nicht leicht verständlich ist. Im vorliegenden Fall dürfte jedenfalls die Gemeinsamkeit und das Bewußtsein dieser Gemeinsamkeit so offenkundig sein, daß der Abdruck als Dokument IV gerechtfertigt erscheinen wird.

Es wurde erwähnt, daß aus den Verhandlungen Trotts mit dem State Department sich als Ergebnis nur ein leichter Wink an den Geschäftsträger in Berlin ergab, der daraufhin an Mr. Messersmith antwortete (9. Januar 1940): ... „I shall be glad to see him when he reaches Berlin. We occasionally meet persons of his persuasion and have already indicated to the Dep. the kind of view they are prone to express...“²² Dieselbe zurückhaltende Skepsis ist auch in einigen Aktenstücken des State Department und seiner Korrespondenz mit den Intelligence Agencies (COI und FBI)

²⁰ In seinem Buch „Die Nemesis der Macht“ (Düsseldorf 1954) spürt man wohl etwas von einer achtungsvollen Berührung mit Trott, aber viele Einzelangaben, besonders über nationale Erwerbsziele, sind irrig und tendenziös, und das Gesamturteil über die Persönlichkeit neigt zur Karikatur (a. a. O., S. 466). Erst recht mangelt es der Darstellung an jedem adäquaten Verständnis für die Probleme der deutschen Opposition.

²¹ Einige Sätze daraus auch bei Zeller, a. a. O., 4. Aufl., S. 508.

²² Es finden sich in den Akten des State Department Berichte des Berliner Geschäftsträgers über die Widerstandsbewegung vom 8. Nov. 1940 und vom 17. und 24. Febr. 1941. Der Name von Trott taucht dabei begreiflicherweise nicht auf.

zu spüren (Foreign Activity Correlation; zwischen 31. Okt. u. 25. Nov. 1941). Es handelt sich dabei darum, ob Trott ermutigt werden sollte, bei einer geplanten Reise nach Brasilien (?) mit dem dortigen amerikanischen Vertreter in Fühlung zu treten und auch nach den Vereinigten Staaten zu kommen, oder ob ein Treffen eher in der Schweiz oder Portugal zu vereinbaren sei und unter welchen Bedingungen. Auch der Britische Intelligence Service schaltete sich ein. Die Dokumente sind nicht erheblich genug, um hier abgedruckt zu werden.

Von größerem Interesse hingegen und das wichtigste der ungedruckten Stücke sind die Bemerkungen Trotts zum Friedensprogramm der Amerikanischen Kirchen, die er wohl im Oktober 1943 niederschrieb²³ (Dok. V). Sie stellen eine Antwort ergänzender und kommentierender Art auf die „Political Propositions for Peace“ dar, die im April 1943 vom „Federal Council of the Churches of Christ in America“ veröffentlicht wurden²⁴. Im einzelnen folgen die Bemerkungen von Trott in der Disposition genau den sechs „Pillars of Peace“, auf die der Amerikanische Vorschlag gründete. Sie sind von der gleichen Glaubenskraft getragen, aber ungleich konkreter und realer, dabei ungleich mehr auf europäische und deutsche Verhältnisse bezogen. Sehr deutlich etwa ist der Erfahrungsgehalt, der sich von Versailles herschreibt, nicht weniger deutlich die Betonung des Rechtsgedankens als eines grundlegenden Prinzips auch der internationalen Ordnung, das nicht durch machtpolitische Erwägungen vergiftet werden dürfe, und weiter die Sorge, zum Ende hin zusammengefaßt, vor den Dämonien, die nur in der „Überwindung der Massenexistenz durch eine christliche soziale Ordnung“ gebannt werden können. Nur „in Demut und ehrlichem Streben nach christlicher Sachgerechtigkeit“, nicht von einem Wunschbild aus, könne die schwere Aufgabe einer neuen Generation erfüllt werden.

Zu dieser christlichen Sachgerechtigkeit gehört für Trott in deutlicher Kritik, daß der Freihandel ebensowenig zur Lösung zwischenvölkischer Probleme absolut gesetzt werde wie der abstrakte Freiheitsbegriff im Verhältnis der Sozialpartner. Es gehört dahin auch die Einsicht, daß die Entwicklung „insbesondere in Europa die Unzulänglichkeit des souveränen Nationalstaats als letzter internationaler Instanz erweist und auf größere Zusammenfassung der einzelnen Völker hindrängt“. Von besonderem Interesse ist, daß Trott im Anschluß daran unter Punkt 4 die amerikanische Autonomie-Formel inhaltlich aus den Erfahrungen in Mittel- und Osteuropa auffüllt im Sinne eines Volksgruppenrechts, u. U. auf personaler Basis. Seine Forderung geht auf kulturelle Autonomie im Rahmen europäisch-solidarischer Zusammenarbeit, womit eines der für die Friedenssicherung „vitalsten Probleme einer Lösung zugeführt werden“ könne. – Über die Aufnahme der Trottschen

²³ Die Arbeit ist beim Ökumenischen Rat in Genf unter Nov. 1943 als Nr. 196/43 Intern. Ordnung registriert. Sie wurde Frau v. Trott nach dem Krieg von Pastor Schönfeld überbracht. Das vorliegende Schreibmaschinexemplar enthält kleine Änderungen in Trotts Handschrift.

²⁴ Dazu den Auszug im Federal Council Bulletin (A Journal of Interchurch Cooperation, Vol. XXVI, Nr. 4, S. 11 ff. (April 1945).

Bemerkungen hat sich in den Akten des Ökumenischen Rats bisher kein Hinweis finden lassen. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß sie in Genf unbeachtet liegenblieben.

Auch über den Auslandskontakten Trotts in den Monaten danach schwebt noch Dunkel. Von besonderer Bedeutung waren zweifellos die Aufenthalte in Stockholm, im Oktober 1943, im März 1944 und vom 19. Juni bis 3. Juli 1944, also kurz vor dem Attentat. Es liegen dazu Aufzeichnungen von Frau Inga Kempe, geb. Carlgren, vom Februar 1958 vor²⁵. Danach und nach anderen Auskünften hatte Trott Unterredungen mit Mitgliedern des Intelligence Department der Britischen Botschaft, ja es scheint, daß sein letzter Besuch auf ausdrücklichen und dringlichen Wunsch von dieser Seite stattfand. Nach Frau Kempe, die durch einen Code diesen Wunsch übermittelte, wurde erklärt: „... he was the *only* person with whom the Allies wanted to deal with in a matter of great importance“. Gesichert ist, daß Trott eine Denkschrift für die Engländer ausarbeitete, in der er die gewünschten Unterlagen bezüglich der Bedeutung der Widerstandsbewegung gab, aber betonte, der Erfolg möglicher Zusammenarbeit hänge von der Zurückziehung der Forderung auf bedingungslose Übergabe ab. Eine Abschrift wurde Dr. Harry Johanson in Sigtuna übergeben, sie ist auf Umwegen leider verlorengegangen.

Auch eine andere wichtige Quelle ist nicht voll verfügbar. In den Akten des State Department gibt es einen recht instruktiven Gesandtschaftsbericht aus Stockholm vom 26. Juni 1944²⁶ und vor allem eine ausführliche, rückblickende Aufzeichnung des „Time-“ und „Life“-Korrespondenten John Scott (Stockholm 17. September 1944), die offenbar ungedruckt und unbenutzt blieb, um Mitglieder des Widerstandes nicht zu gefährden²⁷. Der Bericht enthält neben einer überaus sympathischen Charakterisierung Trotts (auf Grund der Besuche von März und Juni) und einer Schilderung seiner Grundanschauungen bzw. des Programms eines „Berlin center“ den Hinweis auf seine Absicht, auch Mme Kollontai, die Sowjetbotschafterin, zu sehen, um Klarheit über die Haltung Rußlands zu einer nach-Hitlerischen zivilen Regierung zu erlangen, sowie auf die auch sonst bestätigte Tatsache, daß es zu der Begegnung nicht kam. (So auch der Generalkonsul Pfeleiderer.) Im übrigen tritt in diesem Bericht wiederum die entscheidende Bedeutung heraus, die Trott für Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Zusammenarbeitens mit den Alliierten, dem „unconditional surrender“ bzw. dem Verzicht darauf, beimaß. Es ist ihm offenbar nicht gelungen, diesen Gesichtspunkt zur Anerkennung zu bringen. Gleichwohl hat er, wenn man dem Gestapobericht Vertrauen schenken kann, bei der Wannsee-Besprechung vom 17. Juli 1944 von Stauffenberg zum Bericht über die außenpolitische Lage aufgefordert, den Standpunkt vertreten, „daß man auf der Feind-

²⁵ An Frau v. Trott übersandt.

²⁶ Johnson to Secretary of State (103. 918/6-26444).

²⁷ Da der Bericht nicht für Veröffentlichung freigegeben war, habe ich vom State Department nur die Erlaubnis für Benutzung als „background information“ – nicht aber für Publizierung oder Zitierung erhalten.

seite verhandlungsbereit sei, sobald dafür die Voraussetzung, ein völliger Wechsel des Regimes, geschaffen werde“.²⁸

Bei dem Märzbesuch in Stockholm scheint die Frage der bedingungslosen Übergabe noch nicht im Mittelpunkt der Besprechungen gestanden zu haben. Trott erbat vielmehr als eine „Geste“ zur moralischen Unterstützung der Opposition, daß die Engländer im Fall eines Staatsstreichs von weiteren Luftangriffen auf Berlin absehen sollten. Er soll indessen eine „schroff ablehnende“ Antwort erhalten haben. Dies nach den (ungedruckten) Erinnerungen Albrecht von Kessels, damals an der Vatikanischen Botschaft, von denen ein Abschnitt mit Erlaubnis des Verfassers als Dokument VI hier veröffentlicht wird – sozusagen als Schlußakkord, bei dem noch einmal Licht auf das Vergebliche und doch Sinnvolle aller Bemühungen, das Schicksal noch zu wenden, fällt – auf den ganzen persönlichen Einsatz, der im bewußten Abschied zum Ausdruck kommt. Zugleich leuchtet zum Ende hin, in einer wie vom Schicksal vergönnten Pause, kurz ehe der Vorhang niedergeht, die Strahlkraft seines Wesens noch einmal auf, von der der Bericht aus den Oxforder Tagen ein so lebhaftes Zeugnis gab.

Trott hat in seiner unpathetischen Weise vorausblickend die Summe gezogen, als er 1935 in sein Notizbuch schrieb: „Wenn wir schon uns mit einer Epoche abfinden müssen, in der die größere Wahrscheinlichkeit für ein vorzeitiges Lebensende steht, so sollten wir doch wenigstens dafür sorgen, daß es einen Sinn hat, zu sterben – gelebt zu haben“ –. Der Historiker hat dem nichts hinzuzufügen.

Hans Rothfels

Dokument I

Notes on Adam von Trott

by G. E. Collins

I met Adam von Trott in October 1931, when he came as a student to Oxford, and I knew him well throughout the two years he spent there. This period of his life was a happy one. He had expected that it would be so, and had looked forward to enjoying it. Before leaving Germany, he had made a list of rules for himself, to enable him to make the most of his time in England. I forget what the rules were, but if his time in England is to be judged by the number and variety of the acquaintances he made, and the benefit which the people whom he knew drew from the acquaintanceship, then I do not think anyone could have spent two years better. He himself sometimes regretted that the social activities which his position as a Rhodes Scholar required of him, and which his own popularity and warm ready liking for people would in any case have made it difficult for him to avoid, took up time which he would otherwise have devoted to study; but, apart from the benefits which he must himself have derived from his experience, he was in fact effecting a great deal by the impression he made

²⁸ Spiegelbild einer Verschwörung, Die Kaltenbrunner-Berichte ... Herausg. v. Peter, Stuttgart 1961, S. 101.

on those whom he met; no better representative of the very best of Germany could have been imagined. And in any case he studied hard enough.

Much as he enjoyed his time in England, he was never unmindful of the real business of his life, which was the future of Germany. He knew that even in the most favourable circumstances that future would be difficult; he feared that it would be tragic. He took it for granted that he would play an active part in his country's affairs; his family tradition, the advantages he would have in taking up a place in public life, and his personal abilities made it a duty which it did not occur to him to evade. Consequently life in Oxford which was on the whole carefree, seemed somewhat unreal to him, and the consciousness of this sometimes weighed on him, and depressed him, though never so as to mar the pleasure which his acquaintances took in his company. This preoccupation with a future which he foresaw as a grim one added to his maturity as compared with other students (a maturity which was partly due to the fact that he had already had one university career, as well as to his own quality of mind) and indeed made him seem maturer than his company even among many of the teaching staff of Oxford, with whom, rather than with undergraduates, his intellectual attainments more naturally placed him. It was one of the chief charms of his nature that in spite of this maturity he had a youthful spontaneity and high spirits which made him perfectly natural company for much younger students.

While at Oxford he faced the problem of whereabouts in the German political scene he should take his stand. None of the existing parties satisfied him, but he was resolved to avoid the danger of ineffectualness and to join a party even though he had much to find fault with in it. Being both a socialist (by conviction) and a liberal (by upbringing, conviction and temperament) he chose the Social Democratic Party, and his first political article ever published was for an Oxford undergraduate socialist magazine. The writing of this article represented for him his taking up a definitive party position. It was concerned with the German political situation as it related to the prospects of peace, and in it he wrote of the „fratricidal“ war of 1914–18. This was how he thought of that war; the belief that the men of all countries were brothers was one he took as beyond argument.

He feared very much what the results of the division of the German working class might be. In January 1933, when he read in an evening paper in the Junior Common Room at Balliol that Hitler had become Chancellor, he knew at once that a terrible disaster had befallen his country; that the prospects for his own future had undergone a fundamental change; that it was a future in which a bitter struggle would be needed to achieve even the smallest result; that many of his friends and acquaintances were at once in personal danger. A number of things he was sure of immediately: that overt opposition to the new regime would be useless for a long time to come; that nevertheless he must oppose it by all the means in his power, that a common ground must be found for as many opponents of the regime as possible, and that he himself would try to find that ground in a struggle for the „liberal“ rights; that, although it would certainly be at the cost of handicap to his own career, he would not join the Nazi party unless it should become his clear duty to do so in furtherance of his anti-Nazi activity. All these things he expressed to me on that same night that he learned of Hitler's coming to power.

The new turn of events made still stronger his sense of the unreality of Oxford and its pleasures. But he remained the same good company as ever.

He returned to Germany resolved to resist the Nazis in whatever open ways he could, as well as to maintain and extend his anti-Nazi contacts. The way that first offered itself was to undertake the legal defence of people prosecuted under the new regime. A second way was to make propaganda for „liberation“ in a guise which cheated the censorship, by recalling attention to the movement for liberation (and,

incidentally, for the democratic rights) from Napoleon. His selections from the writings of Kleist (whom he had always much admired) and the introduction which he wrote for it had this object²⁹.

When war broke out in 1939, and Britain and Germany became enemies, I am sure that for many of his other friends as well as for myself he stood as the symbol that this state of enmity would not be the end; that, when the Nazi power was broken, the fine Germany which he represented would again have the chance to grow. We were confident, that if he survived, his would be among the hands which would shape the future of his own country, and, with it, Europe's. When we learned of his death, apart from the sense of personal loss which the memory of his warm and lovable personality made such a sharp one, it was as though a light had gone out in our hopes for the future.

The impression which he made on meeting one was immediate. It was produced by his very tall figure, striking features, and a sense of power in his manner. But one came to like him for more important things than these: for his quick sympathy and understanding, his good-humour, his great kindness, his intelligence, and his complete integrity of purpose. He was always good company. No one to my knowledge ever found any serious flaws in his sense of humour; he would equally readily joke at other people's expense and take a joke at his own. We used to tell him, in fun, that no one had a right to *look* so imposing as he did; and it would have been easy for anyone with so much natural dignity of appearance, as well as his other claims to distinction, to be conceited or pompous; but he never was. I always was impressed by the ease with which he got on with all classes of people, both in Germany and in England; and he had the same ease of manner with children, who at once took to him.

When he came to Oxford, he already had an excellent master of the English language. He liked and admired England, and looked forward to the day when the same principles of freedom would be taken for granted in England and Germany equally, just as he himself took them for granted in his dealings with people. At the same time there was no question in his mind on Germany's merely imitation of England; Germany, he hoped, would work out its own principles of association in accordance with its own traditions and temperament. . . .

In these attitudes there was nothing untypical of cultured young Germans of his generation, and indeed it is fair to say of his mind that it was a typically German one; he himself would have welcomed such a description of it. He was well read in the literature of his own country, having a rather special attachment to the works of Jean Paul, and being of the opinion that Hölderlin's was the best of German poetry, better even than Goethe's, though he revered Goethe's as the great German life. In philosophy he was, on the whole, a Hegelian, (I have a copy of his thesis³⁰ „Hegels Staatsphilosophie und das Internationale Recht“) though his outlook, particularly on history, was much influenced by Marx. Again like many Germans he found the Oxford school of philosophy (which tended for most undergraduates to end at or before Kant, whereas his own interest lay principally in post-Kantian philosophy) rather unsympathetic. As he always insisted, however, he was a lawyer and not a philosopher; and in spite of readiness for metaphysical discussion he always, in the chief part of his thinking, had political action in view.

He was deeply German, and no foreign influence, not even an English influence, ever overlaid this fundamental characteristic. When he walked in the quadrangle of his Oxford college, in the moonlight, it was German poetry that came into his mind.

²⁹ Heinrich von Kleist, Politische und journalistische Schriften, ausgewählt u. eingeleitet von Adam v. Trotte, Alfred Trotte Verlag, Potsdam 1955.

³⁰ Erschienen bei Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1932. – Ein Neudruck ist geplant.

This devotion to his own country and its destiny was obvious; he had no need to express it. . .

But I am conscious that when everything is written the essence of Adam von Trott is left out, and indeed cannot be communicated to anyone who did not meet him and fall under the charm of his intelligence, kindness and simplicity. There was something unspoilable and almost naive about him which came, I am inclined to think now, simply from goodness. I do not think anyone could have known him without coming to like and respect him, and the country which produced him. I am told that his children may sometime read these and other notes about him by his friends. They can be proud that he was their father, and sorry that he did not live for them to know him.

19th November 1946

G. E. C.

Dokument II

Denkschrift Adam von Trotts für Lord Halifax (New York, Spätjahr 1939)

1) Popular opinion in Germany is still convinced that England is fighting another imperialist war. Whatever view is held about the immediate cause of the outbreak it is almost generally believed that the allies are guilty of the same sinister motives for which they blame Hitler. British radio and leaflet propaganda has so far been unconvincing in this respect. It has not been able to touch the core of people's bitter grievance against Hitler and this war. Though some leaflets have been reasonably well composed (especially the one ending with „letzte Warnung“), other leaflets have simply been posted in party propaganda boxes without comment. The party can still rely on the simple but penetrating argument: „This is what the allies said about the Kaiser in 1914–18 and see what they did to us then!“

When everything is said and done about the daily growing unpopularity of the Nazi régime in Germany, there is required an element in the English approach to the German mind that has hitherto been lacking, if the German people is to be convinced that Britain, given the chance, will not fall back on the „method of Versailles“ or even – as has been argued in some quarters – „to something much more terrible than Versailles“.

This for instance is the reason why a thoroughly antinazi general told me the other day that in the end the decent element in Germany may see themselves driven to form the last defence of Nazidom to save Germany from annihilation.

The other recurrent argument runs as follows: (In case of an allied victory) We cannot possibly expect any leniency from Western Europe once the furies of war are really let loose, and (in case of an Allied victory) can only hope to save Germany by opening the floodgates to Russia. Though „National-Bolshevism“ is seen as the greatest internal peril for an ordered German future, it is still on balance being preferred to another humiliation by the allies.

All this goes to necessitate that to be convincing your approach to non-nazi opinion must be deepened and intensified.

2) You can win an effective response for a „cruisade against Nazi oppression“ only if you succeed to clear it from the suspicion of Machiavellian make-believe. This is not a matter of clever propaganda technique of which the German public is sick and tired but of basing your policy on what should strike yourselves and your potential German cooperators as a convincing „change of heart“, a real determination to build the peace of Europe on justice and equality.

The sincerity of this conviction must rise above any doubt, it must be spread by a carefully selected network of trustworthy personal relationships over the warring frontiers, and its application to the unsolved problems of Europe must be entrusted to the highest and most disinterested abilities found inside the several countries concerned. Only then will it be possible by mutual consent to arrive at pronouncements of policy which are bound to supersede in effectiveness what is at present rightly branded and dismissed as „mere propaganda“.

Our aim must be a popular drive throughout Europe uniting the forces which will save our common traditions from barbarism. Such a popular drive should give a deeper meaning and hope to the present struggle in all the countries concerned, a justification for the heavy sacrifices and a reasonable hope for a constructive European future. In England it would probably have to change the present political pattern considerably. In Germany – where it has to gather its momentum underground – that same popular drive must of necessity rally around the following elements, and it is through them that a convincing approach to the German mind from England should be found at this juncture.

a) *The working classes* are suffering the most intense restriction of living standards (caused by Nazi policy). Though there have been local outbreaks of discontent, it would be wrong to assume that economic pressure will cause anything like a general revolt in a comparatively near future. This possibility seems to be ruled out by most expert observers. Rationing and regimentation can go a good deal further. This, however, does not alter the fact that the working man's existence, i. e. the existence of nine out of ten noncombattant Germans, is becoming increasingly intolerable, especially since the suspension of almost all civil rights is adding a gnawing sense of humiliation to the present stress.

It is in the working classes too that a strong tradition of international cooperation and of rational politics is still lingering, and where the return to self-elected trade unions and other free institutions is most urgently desired.

A clear disillusionment as to the workability of Marxism has been deepened to passionate resentment against a communist régime which for self-interest has allied itself to the fascist tyranny. The German-Russian accord has discredited the extreme left and has consolidated a conception of „socialist unity“ which wishes to square the redemption of working class rights with the moral and cultural traditions of Europe which would be finally submerged in a nazi-bolshevik amalgamation. The abandonment of Marxism as a dogmatic creed during the experiences of recent years has opened the working class mind in Germany to the need for close cooperation with other elements in the community on which an effective peace drive must also be based.

b) The official and officer class in Germany have submitted to Nazi rule not – as is often held abroad – because of a mere lack of moral independence, but because the intolerable confusion and disruption which had always threatened the German state since the great war seemed to postulate a régime of stern discipline however unpleasant some of its concomitant features may be. While there has been a great deal of irresponsible craving for power and emoluments, there have also been a large number of officers and officials who in the past have only held on to their positions from a sense of responsibility in spite of most resentful indignation about nazi methods. Their personal reactions are still based on a sense of honour and duty, on a rational patriotism and a high degree of intellectual competence. There will quite clearly come the breaking point when their studied selfrestriction to routine work can no longer be squared with a régime whose policy destroys the fundamental interests of the nation. This realisation – especially in the officer class – cannot happen at the height of a triumphant campaign; but indispensable as they are for setting up an alternative political order of things, they too are intellectually the most restive, critical and to an astonishing

degree antagonistic elements within the present régime. To win their confidence in a common attempt at European reconstruction will be indispensable for any effective drive in this direction.

c) Finally there is the personal and human element which is being deeply stirred by present happenings. The religious forces are so far preponderantly allied to a narrower sense of national loyalty as indicated in the case of the officials. The battle of Protestants and Roman Catholics against Nazidom has been fought mainly on ground where an illegitimate invasion of the spiritual domain of the Church was supposed to be taking place. War is generally considered to be an affair of the state, and its command of the supreme sacrifice receives the Churches' ethical approval. The Christian Churches of Europe in the last war failed to give a different ideal of Christian duty, and the Churches this time can hardly be looked for to disassociate themselves from their national loyalties (and to preach self-sacrifice for a Christian régime throughout Europe). And yet some such appeal, cloaked not in theological or ecclesiastic terms but in terms of the essential needs and dignity of human life which are being discarded at present form the final medium which will strike to the roots of all the forces in Europe sincerely willing the change.

Dokument III

Handschriftliche Notizen Trotts USA, Winter 1939/40

Welche Grundlagen wären an sich für eine westliche Kooperation denkbar?

Vorausgesetzt kann die in allen europäischen Völkern elementar empfundene Un-erträglichkeit der dauernden gegenseitigen Kriegsbedrohung werden. Die Möglichkeit eines jederzeit auslösbaren kriegerischen Konflikts müßte durch ein neues Lebenssystem als garantiert ausgeschlossen gelten. Nahe liegt das Beispiel der Vereinigten Staaten Amerikas, die durch eine gemeinsame nationale Grenze, durch Zoll- und Währungsunion prima facie die Möglichkeit innerer gewalttätiger Konflikte ausgeschaltet haben.

Die Vereinheitlichung von (Währung) Zoll in Europa würde auf Seiten der westlichen und der kleineren Staaten auf den unüberwindlichen Einwand des Erdrückt-werdens durch den überlegenen deutschen Produktionsapparat stoßen.

Lösen könnten diese Spannungen nur großzügig konzipierte gemeinsam-europäische Wirtschafterschließungsaktionen, die (etwa im Stil der Völkerbundanleihen an Griechenland und Österreich) Afrika-Ostasien-Südamerika auf der Basis von großen Konsortialgesellschaften auch für den deutschen Export erschließen, der an die Stelle der Rüstungsindustrie treten könnte.

Die gesinnungswandelnde Begleiterscheinung solcher Unternehmen würde Europa zu weitgehenderer Kooperation auf anderen Gebieten befähigen.

Man könnte als Ziel der sozialistischen Kräfte in Deutschland und Gesamteuropa den Ausbau einer Magna Charta der Arbeit anstreben und in die Zuständigkeit eines gemeinsamen höchsten Gerichtshofes legen und einen gesamteuropäischen staatsbürgerlichen Status schaffen, der die Grundlage zu weiteren Zusammenlegungen der administrativen Souveränität auf Teilgebieten des Lebens ermöglichen könnte, den Maßstab für die Befähigung von Einzelstaaten zur Teilhabe bestimmen könnte.

Die Beseitigung des Krieges würde auf rüstungsstrukturellen Abreden beruhen müssen – Beseitigung schwerster Waffen – u. U. Überführung der militärischen Luftfahrt in die Hände der sich entwickelnden Zentralkörperschaft – Zusammenlegung der Kriegsmarinen.

Um Afrika zu einem Kooperationsfeld umzuschaffen, müßte England auf die Ab-

schneidungsmöglichkeiten im Mittelmeer verzichten – andere überseeische Arbeitsmöglichkeiten einbringen etc.

Dokument IV

MEMORANDUM⁸¹

The avowed aim with which Great Britain entered upon the present conflict with Germany was to destroy that evil thing called „Hitlerism“ which has terrorised Germany and threatened Europe for the past seven years, and in addition, to maintain „the rule of law and the quality of mercy in dealings between man and man, and in the great Society of civilized States“ (Lord Halifax, November 7, 1939).

„We are not fighting against you, for whom we have no bitter feelings“, said Mr. Chamberlain to the German people at the very outset „but against a tyrannous and foresworn regime“.

In a sense, then, the present struggle is a War for the Liberation of the German People, and in the struggle the Democratic Powers have an ally within Germany itself in those high patriots of every class and calling who reflect the fundamental decency of the German People. These elements, more numerous and powerful than may be supposed, have a common aim with the Democratic Powers in destroying the Nazi régime and in restoring in Germany a Reign of Law (a Rechtsstaat), which will ensure to the German People their ancient liberties. (See attached note on the Rechtsstaat).

It is, therefore, to the interests of the Democratic Powers that these elements within Germany should be strengthened and encouraged to the point where they themselves can take the initiative, and this point can only be reached when these liberating elements are themselves assured that the New Reich, which it is our common aim to achieve, will meet with just and generous treatment at the hands of the Democratic Powers.

This essential preliminary assurance can only be given by a clarification and reemphasis of the aim with which the Democratic Powers began the war. Progress towards this end has been made in the various declarations of the Allied Statesmen. The world now knows, that while we are fighting for the destruction of Hitlerism and restitution for the wrongs done to Austria, Czecho-Slovakia and Poland, we do not contemplate either a vindictive peace or a peace dictated to Germany by the victorious Allies. In addition, we are pledged to the principle that under the future peace settlement „each country would have the unfettered right to choose its own form of internal government so long as that government did not pursue an external policy injurious to its neighbours“ (Mr. Chamberlain, November 26, 1939).

These general terms, however, are not sufficient to convince completely a German People already rendered incredulous by the memory of what they honestly believe to be the betrayal of the Fourteen Points by the Treaty of Versailles, and, while it is realized that a full statement of peace terms would be inopportune at this moment, it is also true that a more definite assurance is necessary before the elements within Germany antagonistic to the régime can feel themselves justified in taking the momentous and perilous step of rising against their national government. They can not be expected to risk all in the common cause without being 100% certain that the new Germany, which they will help fashion, will receive both justice and generosity.

For this purpose, therefore, it is of the utmost importance that, at the earliest possible moment, a Statement should be made by Great Britain, France, Poland and the British Dominions who are at war, to the effect that:

⁸¹ Von Trotts Hand an Kopf: JWB., s. o. Vorbemerkung, S. 307.

(1) It is not their intention to impose any political dismemberment upon a Germany in which the *Rechtsstaat* has been restored.

(2) They look forward to collaborating with such a Germany in a new European Order, in which disputes should be settled by sane negotiation and not by violence.

(3) Within the spirit of this New Order, they will immediately resume the method of peace-time trade and industrial negotiations, including financial facilities for fostering exports and imports, and of equal access to raw materials. They will support any move towards greater economic units in Europe if the new German government is prepared to cooperate in such a policy.

(4) They expect the active participation of Germany in a general reduction of armements.

The urgency for swift action in this matter is occasioned by a number of reasons:

(1) The fact that the German Ministry of Propaganda is already issuing for home consumption a lurid version of the terms which the victorious Allies are alleged to be planning to impose upon Germany. These include the annexation of East Prussia by Poland and of South Saxony by Czecho-Slovakia; the incorporation of Bavaria, Baden, and Württemberg in a South German Habsburg State; and the creation of a French Protectorate comprising the Rhineland, Westphalia and Hesse.

It is clear what effect a statement of this nature will have on the German mind if it once obtains a grip. Even refugees would return from abroad to join in a *guerre à l'outrance* rather than submit to such humiliation.

(2) The danger that delay or failure on the part of the Allies to make clear their intentions towards a Germany purged of the evils of National Socialism – and organized in the form indicated above – may have the effect of destroying the last vestige of hope in the hearts of this element of liberation and of driving them willy-nilly, not necessarily to the support of Hitler, but to the ultimate defence of the Fatherland.

(3) The very real danger that a prolonged war of increasing severity and horror will result in Germany becoming „National Bolshevik“, and thereby, in collaboration with the U.S.S.R., constituting an even greater threat to the fabric of European civilization.

It is agreed that peace with a Nazi, or shadow-Nazi, Government in Germany is unthinkable, but for this very reason it is the more necessary to indicate to those elements within the Reich, with whom we *could* negotiate, our desire to conclude a peace of Statesmanship and justice, and thereby hasten the day when this will become possible.

December 28, 1939

Note on the restoration of a Rechtsstaat in Germany

This need not in any way entail or involve a return to the Weimar System. What is required of Germany is a clear and unmistakable sign that the evils of the Nazi regime have been abolished for ever.

Steps towards this end might be as follows:

(I) The resignation of the present Reich and Prussian Governments, and the arrest and exile of the individuals composing them; the appointment of a Provisional Government.

(II) The abolition of the Secret Police and of arbitrary arrest.

(III) Restoration of the freedom of speech, press, worship and of public assembly and organisation of Labour.

(IV) Dissolution of the party „para-military“ organisations, S. A. and S. S.

(V) Abolition of the totalitarian principle of the single party.

Vierteljahrshefte 7/3

(VI) Dissolution of the present Reichstag and free elections to a Constituent Assembly which shall decide on and organise the future form of Government for Germany.

It would be for the Constituent Assembly to decide between the claims of the monarchy and republicanism, and to amend the constitution accordingly; to appoint commissions to decide upon what should and what should not be retained of the legislation promulgated by decree during the Third Reich; and to organise the liquidation of the Party organisation in all spheres of national life.

In the meantime it would be the task of Provisional Government, supported by the army and police force, to maintain order in the country, to restrain the desire for revenge on the part of the population and to carry on negotiations for a general European agreement on the basis of the accepted formula.

December 28, 1939

Dokument V

Bemerkungen zum Friedensprogramm der amerikanischen Kirchen (November 1943)³²

So willkommen uns eine Aussprache über die grundsätzlichen Voraussetzungen eines Friedens schon heute ist, glauben wir doch, darauf hinweisen zu müssen, daß eine klare Vorstellung über die realen Bedingungen, unter denen Friedensverhandlungen geführt werden, heute noch nicht möglich ist. Außerdem glauben wir von unseren besonderen nationalen Erfahrungen aus, neben den in den 6 Punkten niedergelegten auch noch anderen Gesichtspunkten besondere Aufmerksamkeit zuwenden zu müssen.

1

Mit allen Kräften sollte verhindert werden, daß die Friedensverträge wiederum mit dem Grundstatut der künftigen internationalen Organisation verbunden werden. Während Friedensverträge bekanntlich immer in besonderem Maße die relativen Machtverhältnisse widerspiegeln, sollte das Statut der künftigen internationalen Organisation wirklich auf dem Boden der sittlichen und sachlichen Erfordernisse einer gleichberechtigten Zusammenarbeit der Nationen und Föderationen errichtet werden. In diesem Statut sollte der Machtgedanke dem des Rechts eindeutig untergeordnet werden, d. h. aber u. a., daß der Ausschluß von dieser Organisation nicht nach dem Ermessen einzelner Mächte, z. B. wegen Verdachtsmomenten und dergleichen, erfolgen darf, sondern nur auf Grund eines klar festgestellten Deliktes. Wollte man darum auch nur vorübergehend die etwa in diesem Krieg unterliegenden Nationen von der internationalen Organisation ausschließen, obwohl sie nach Beendigung des Krieges eine legale und aktionsfähige Regierung konstituiert haben, so würde man damit gegen den Rechtsgedanken, der diese Organisation beherrschen muß, zugunsten einer machtpolitischen Erwägung verstoßen, deren Eindringen die Arbeit dieser Organisation wiederum an der Wurzel vergiften müßte. Darum scheinen uns hinsichtlich der Zusammenarbeit mit neutralen und gegenwärtig feindlichen Nationen die Worte „in due course“ und „as quickly as possible“ auf einen machtpolitisch willkürlichen und nicht objektiv rechtlichen Ausgangspunkt der Neugestaltung hinzuweisen.

Die Notwendigkeit von Föderationen im Rahmen der allgemeinen internationalen Organisation wird auch von uns bejaht, zumal für Europa, wie in dem amerikanischen

³² s. Anm. 23 u. 24.

Dokument betont wird. Der rechtliche und politische Aufbau solcher Föderationen muß aber – wie wir meinen – um dauerhaft zu sein, das Grundprinzip der Selbstverwaltung verwirklichen. Keine europäische Föderation würde von Dauer sein können, die von außen unter direkter oder indirekter Anwendung von Gewalt und Zwang geschaffen wäre. Die europäische Föderation muß das Werk der Beteiligten selbst sein, wenn auch angesichts der gewaltigen Schwierigkeiten während der Übergangszeit unterstützende Maßnahmen von außen, die in echtem Einvernehmen mit den jeweiligen Trägern der Selbstverwaltung erfolgen, zur Herstellung und Erhaltung des Friedens in Europa notwendig sein werden. Eine andersartige Einmischung von außen würde an die Stelle der Selbstverwaltung ein verschleiertes Zwangssystem setzen, das nach kurzer Zeit die gleichen Mängel und Mißstände aufweisen würde, wie die sogenannte „Neue Ordnung“ des Nationalsozialismus.

2

Auch wir halten die Lösung bestimmter wirtschaftlicher Probleme zur Gewinnung des Friedens für vordringlich wichtig. Dem Ziel der Befreiung der Massen von wirtschaftlicher Not und der Hebung des Lebensstandards auf breiter Grundlage werden alle Christen grundsätzlich vorbehaltlos zustimmen. Auch kann wohl nicht bezweifelt werden, daß dieses Ziel ohne internationale Abmachungen der Staaten im wirtschaftlichen und finanziellen Bereich nicht erlangt werden kann. Fraglich erscheint es uns jedoch, ob der Freihandel zur Erreichung dieses Zieles in jeder Phase der Entwicklung möglich, oder auch nur wahrscheinlich ist. Für das Gebiet des nationalen und internationalen Warenverkehrs scheint uns der Grundgedanke maßgeblich zu sein, daß Ordnung bei einem Maximum von Freiheit angestrebt werden muß. Ordnung sowohl als Freiheit sind auf wirtschaftlichem Gebiet gerade im internationalen Austausch am stärksten durch das Monopol bedroht. Wie schon in der uns vorliegenden britischen Antwort zu diesem Punkt angedeutet wird, muß zur Herstellung eines dauerhaften wirtschaftlichen Friedens seitens der „reichen“ Staaten ein kooperativer Abbau ihrer imperialen und privat-wirtschaftlichen Monopolstellungen in Angriff genommen werden.

Was die Monopolstellung von Staaten anbelangt, so muß ernstlich beachtet werden, daß eine nur formale Aufgabe dieser Monopole keine Lösung des Problems darstellt. So genügt es nicht, daß in formaler Weise die Bodenschätze eines reichen Landes anderen zu gleichen Bedingungen auf dem Markt angeboten werden; die anderen (auch die ärmeren) müssen real in der Lage sein, sie zu erwerben. Dies aber wird nur der Fall sein, wenn sie in entsprechendem Ausmaß nach den betreffenden Ländern exportieren können und wenn sie währungstechnisch hieran nicht gehindert werden. Anderenfalls besteht für die ärmeren Länder eine Situation fort, wie die der Arbeiter auf dem Arbeitsmarkt: indem sie zwar formal „freie“ Arbeitsverträge abschließen können, real aber abhängig sind und zu Bedingungen arbeiten müssen, die ihnen oft nicht einen gerechten Anteil am Reichtum der Nation gewähren. Wie dieser Zustand zu sozialen, so muß jener notwendig zu internationalen Erschütterungen führen.

Den imperialen Gebietsmonopolen muß nach unserer Auffassung aus bevölkerungspolitischen Gründen zur Herstellung eines gerechten und dauerhaften Friedens eindringliche Aufmerksamkeit zugewendet werden. Die Kolonisation von schwachbesiedelten Räumen könnte viel zur Entlastung des Bevölkerungsdruckes auf internationalem Gebiet, etwa in Ostasien, beitragen.

Wir glauben darum, daß die künftige internationale Organisation im Stande sein

muß, nationalen wie privatkapitalistischen Monopolen als einem entscheidenden Hindernis für die wirtschaftliche und finanzielle Befriedung der Welt entgegenzutreten.

3

Vorkehrungen, durch die bestehende Verträge den eintretenden Veränderungen der Weltentwicklung angepaßt werden, bilden auch nach unserer Auffassung ein dringlichstes Erfordernis zukünftiger Friedenssicherung. Entscheidend erscheint uns jedoch hierbei die Frage, von welcher Autorität die erforderliche Änderung von Verträgen ausgehen soll. Eine Instanz, die mit der erforderlichen Autorität ausgestattet ist, eine Veränderung von Verträgen zu sanktionieren, kann, wie wir meinen, ohne eine wesentliche und allgemeine Einschränkung der Souveränität der beteiligten nationalen Regierungen nicht gebildet werden. Hierüber kann gegenwärtig wohl noch nichts Endgültiges gesagt werden, außer daß die Entwicklung, insbesondere in Europa, die Unzulänglichkeit des souveränen Nationalstaates als letzter internationaler Instanz erweist und auf größere Zusammenfassung der einzelnen Völker hindrängt.

4

Wie schon eingangs betont, halten auch wir die Wiederaufrichtung echter Selbstverwaltung für eine grundlegende Voraussetzung politischer und internationaler Gesundheit.

Besonders in Mittel- und Osteuropa aber läßt sich das Problem der Autonomie nicht ohne Einschränkung der Staatssouveränität lösen. Eine solche war schon in den Minderheitsverträgen von 1918 vorgesehen. Hinsichtlich der Minderheiten erscheint auch die Errichtung einer uninteressierten richterlichen Instanz nicht undurchführbar. Ihre Autorität müßte sich auf fest umschriebenes „Minderheitenrecht“ bzw. Recht der „Volksgruppen“ stützen. Auf diesem Gebiet ist in den zum Teil mißlungenen Experimenten des Völkerbundes immerhin einige Vorarbeit geleistet worden. Nur krankte dieser Lösungsversuch an seiner rationalistischen Abstraktion, die auf die mannigfaltige soziologische Wirklichkeit der Volksgruppen nicht einging. So darf sich die Autonomie der „nationalen Minderheiten“, das heißt der sprachlich-kulturell selbständigen Volksgruppen nicht allein auf solche beziehen, die in geschlossenen Gebieten wohnen, sondern auch auf solche Volksgruppen, die aus zerstreut lebenden, aber in kulturellem Zusammenhang stehenden Einzelpersonen und Gruppen sich zusammensetzen. Neben der territorialen Autonomie muß also auch eine personale Autonomie, beruhend auf einem Kataster der betreffenden Volksgruppen vorgesehen werden. Das Ziel eines solchen Minderheitenrechts muß u. E. die vollkommene Gleichberechtigung der Volksgruppen auf dem Gebiet der Erziehung, des Unterrichts, der Rechtspflege und vor allem der kirchlichen Einrichtungen zum Gegenstand haben. Gelingt es, diese Forderung der kulturellen Autonomie mit dem Ziel einer europäischen Zusammenarbeit – besonders in den völkisch gemischten Siedlungsgebieten Europas – zu verwirklichen, so würde damit eines der besonders für die europäische Friedenssicherung vitalsten Probleme seiner Lösung zugeführt werden können.

5

Eine Internationale Organisation, die den Grad der Rüstungen unter allgemeine Anordnungen stellen und die hierbei nur auf die moralische Unterstützung der

Menschheit angewiesen sein sollte, ist nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts kaum vorstellbar, es sei denn, daß eine allgemeine Bußfertigkeit nach den furchtbaren Erfahrungen und nach der Strafe dieses Krieges und seiner voraussichtlichen Folgen die Vergötterung der politischen Staatsmacht zurückdrängt und damit auch die tatsächliche Einschränkung der Staatssouveränität zum Ziel einer überwiegenden Mehrheit oder führender Gruppen der Menschheit macht. Ohne die Einschränkung der staatlichen Souveränität durch eine wirksame internationale Instanz wird sich immer wieder ein Mißbrauch der bewaffneten Staatsmacht ergeben.

Die Frage der Entwaffnung oder Nichtentwaffnung besiegter Nationen mag vornehmlich als Frage der Friedensverträge und nicht des Statuts der künftigen internationalen Organisation betrachtet werden, dennoch müßte eine einseitige Entwaffnung der besiegten Nationen die schwersten Rückwirkungen auf das Funktionieren der Internationalen Organisationen mit sich bringen. Es würden auf diese Weise Nationen zweiter Klasse geschaffen werden, deren gleichberechtigte Beteiligung an der Internationalen Organisation wenigstens auf einem wichtigen Gebiet praktisch ausgeschlossen würde. Im Falle der Internationalisierung der Streitkräfte wären sie an diesen nicht beteiligt, und alle hierauf bezüglichen Bestimmungen des internationalen Statuts würden auf sie keine Anwendung finden. Dies aber müßte den Rechtscharakter der Organisation wenigstens in den Augen dieser so benachteiligten Völker diskreditieren – damit aber zugleich das Fundament einer wesentlichen, gesinnungsmäßigen Gleichheit zerstören. Eine internationale Zusammenarbeit, die gleich zu Beginn mit dem Mißtrauen gegen ganze Völker belastet wird, kann nicht von Dauer sein und würde der inneren Voraussetzung für eine freudige und konstruktive Zusammenarbeit entbehren.

Grundsätzlich glauben wir an dieser Stelle betonen zu müssen, daß man die negativen Mittel der Friedenssicherung durch Weltpolizei und Rüstungsbeschränkung in ihrer Bedeutung nicht überschätzen darf, in ihrer Bedeutung für die Friedenssicherung stehen sie, wie wir meinen, auf lange Sicht weit hinter den positiven Mitteln zurück, die die ständige Betätigung praktischer und konstruktiver Zusammenarbeit zwischen den Nationen darbietet.

6

Die Christen aller Länder werden sich die Forderung nach religiöser und geistiger Freiheit zu eigen machen. Man wird aber hinzufügen müssen, daß das Maß dieser Freiheit praktisch umso größer sein wird, je mehr das persönliche und öffentliche Leben in Wirklichkeit christlich begründet und gestaltet wird. Die eigentliche Bedrohung dieser Freiheit liegt wohl darin, daß die innere Gestaltungskraft den modernen Hindernissen einer christlichen Existenz nicht gewachsen ist. Wird doch diese, wie die ganze Neuzeit beweist, nicht schon durch ihre formale Proklamierung gewährleistet und auch nicht durch Erziehung zu Idealismus und Rationalismus allein erreicht. Die gewaltige Diskrepanz zwischen der grundsätzlichen christlichen Forderung und dem Maß ihrer irdischen Verwirklichung sollte uns wohl auch bei der künftigen internationalen Zusammenarbeit und ihrer allmählichen, schrittweisen praktischen Verwirklichung immer warnend und anfeuernd vor Augen stehen. Nur Personen, die diese Diskrepanz wirklich ernst nehmen, bieten eine Gewähr, daß nicht christliche Begründungen zu sehr anderen Zielen, z. B. imperialistischen, mißbraucht werden.

Reiner Idealismus auf dem Gebiete der internationalen Zusammenarbeit bürgt die große Gefahr, gegebene Wirklichkeiten nationaler, geschichtlicher, geographischer, kultureller und konfessioneller Art zu übersehen und zu vergewaltigen. Wir dürfen nicht so sehr von einem Wunschbild aus, sondern in Demut und ehrlichem Streben

nach christlicher Sachgerechtigkeit die schwere Aufgabe unserer Generation zu erfüllen suchen. Eine nur rationalistische Erziehung hat uns verführt, sowohl die menschliche Natur wie den sozialen Tatbestand der Massenexistenz und die Dämonien zu verkennen, denen die Vermassung der Menschen freie Bahn verschafft hat.

Den wesentlichsten und unmittelbaren Beitrag zur Friedensgestaltung von christlicher Seite sehen wir in der Bekämpfung dieser Dämonien, in der Überwindung der Massenexistenz durch eine christliche soziale Ordnung und vor allem in der Formung und Begegnung christlicher Persönlichkeiten.

Dokument VI

Aus den Erinnerungen von Albrecht von Kessel³³

Da ich Trott in Genf um wenige Tage verfehlt hatte, verabredete ich für April oder Mai, falls die militärische Lage es zulasse, ein Zusammentreffen mit ihm in Venedig. Tatsächlich verzögerte sich diese Begegnung bis in die zweite Maihälfte, konnte aber doch noch stattfinden.

Ich sah seinem Kommen mit Freude und Spannung entgegen. Zu Anfang machte er einen ermüdeten und niedergeschlagenen Eindruck. Zwei für die Aktion gegen Hitler im Dezember und Februar angesetzte Termine waren an seinem Nichterscheinen gescheitert. Daraufhin hatte eine gewisse Lähmung unter den Illegalen Platz gegriffen. Selbst Trott warf einmal die Frage auf, ob es angebracht sei zu drängen, oder ob man etwa die militärische Entwicklung der nächsten Wochen abwarten solle. Er war obendrein äußerst entmutigt über seine jüngsten Erfahrungen in Schweden. Dort stand er mit entscheidenden Kreisen in Verbindung, hatte durch sie, die unserer Bewegung mit Sympathie begegneten, neuerlichen Kontakt mit England gesucht. Wie verabredet hatte er keinerlei Erklärungen oder Zusagen erbeten bis auf eine einzige, deren Bedeutung nicht über eine einfache Geste hinausging: Die Engländer sollten im Falle eines Sturzes des Naziregimes und seiner Ersetzung durch eine auf breiter Grundlage gebildete zivile Regierung von weiteren Luftangriffen auf Berlin absehen. Obwohl eine derartige Zusage wegen ihrer örtlichen Beschränkung ohne jede militärische Bedeutung gewesen wäre, und obwohl englischerseits bei Indiskretionen notfalls hätte behauptet werden können, es habe sich nicht um eine politische, sondern um eine humanitäre Geste gehandelt, hatte der von Trott unternommene Schritt ein negatives Ergebnis. Aus England kam eine schroff ablehnende Antwort.

Bestärkte ich in Trott den Vorsatz, trotzdem so energisch wie möglich auf Vollziehung des Umsturzes zu drängen, so bestärkte er mich seinerseits in meinem wieder sehr wankend gewordenen Entschluß, auch unter der alliierten Besetzung in Rom bzw. der Vatikanstadt zu bleiben. In Berlin sei unser Kreis groß genug, vielleicht aber ergäbe sich vom Vatikan aus die Möglichkeit, Fäden mit Engländern und Amerikanern anzuspinnen und so auf außenpolitischem Gebiet vorwärts zu kommen. An seinen Ausführungen überzeugte mich lediglich das Argument, wir müßten jede auch noch so geringfügige Möglichkeit ausnützen. In den Zweifeln, von denen ich hin- und hergerissen wurde, fügte ich mich schweren Herzens seinem Zureden. Diesem Entschluß, den ich kaum als meinen eigenen zu bezeichnen vermag, verdanke ich mein Leben.

Es war ein besonderer Glücksfall, daß Trott sich für Venedig vier Tage Zeit genommen hatte; so konnte ich meinen Plan, ihn nach Möglichkeit zu verwöhnen und ihm als Gegengewicht gegen den Berliner Alltag das Leben von seiner schönsten Seite zu zeigen, verwirklichen. Und welche Stadt wäre wohl geeigneter für ein solches Be-

³³ Teilabschnitt betr. das Jahr 1944, Manuskript S. 255 ff.

ginnen gewesen als Venedig? Um meine eigene Freude an diesem Erlebnis voll zu machen, kannte er, der die Welt umfahren hatte, diese Stadt noch nicht.

Als ich ihm nach unseren ersten gedrängten Unterhaltungen über die Zeitereignisse mein Vorhaben eröffnete, sträubte er sich und meinte, er sei zu nervös und mißgestimmt, um irgendetwas zu genießen. Nach 24 Stunden aber hatte ihn Venedig völlig in seinen Bann geschlagen. Die Museen und Paläste waren zwar geschlossen, aus den Kirchen die Bilder entfernt oder eingemauert – aber was scherte uns das alles? In dieser Umgebung wurde der Krieg unglaublich. Wohl flogen eines Mittags silberglänzende Bombengeschwader hoch über den Markusplatz hinweg, die Flak schoß von den umliegenden Inseln und bald stand am nördlichen Himmel eine schwarze Rauchwolke von den brennenden Öltanks in Mestre. Aber auch die Tauben stiegen in rauschenden Geschwadern auf, auch der Sirocco türmte zuweilen dunkle Wolken am Horizont. Spitzen und Gläser warteten in ihrer zarten Schönheit wie immer auf die rätselhaft schönen Frauen, die früher am Arm eines nachdenklich klugen Mannes über den Markusplatz geschlendert waren. Ihr Ausbleiben wirkte nur zufällig, sie hatten auf einen Tag dem kleinen Volk Platz gemacht, und ungestört konnten die Buben ihre bunten Papierdrachen auf der Piazzetta hochsteigen lassen. Dahinter schwebte der Dogenpalast geheimnisvoll wie ein arabischer Teppich in der Luft, gestützt nur auf eine Borte venezianischer Spitzen. Sogar die deutschen Matrosen, die sich durch das tänzelnde Volk schoben, als geriete ein Erdwall in Bewegung, schienen kindlichen Gemüts dem gefährlichen Zauber der Stadt zu verfallen. Trott's innerer Widerstand schmolz rasch dahin, noch nie hatte ich ihn so entspannt und froh gesehen, es war etwas Vollendetes an ihm, so daß die Menschen stehenblieben, um ihm nachzuschauen. Zwar beschwerte er sich scherzend, ich sei ein Taugenichts, die Stunden und Tage so zu vertun, zog mich aber gleichzeitig in eine Gondel, auf deren Sitz er sich wohligh dehnte, während sie wie ein schlankes Raubtier durch die Kanäle glitt und unter dem Ruf des Gondoliere um die Ecken schoß. Wir waren uns in den 15 Jahren unserer Freundschaft noch nie so eins gewesen, er genoß an meiner Seite die Schönheit des Lebens und mir kam es in kindischem Glück vor, als hätte ich selber diese Stadt aufgebaut, als Geschenk für ihn und alle meine Freunde, deren Sendbote er war.

Zwei Tage verbrachten wir noch gemeinsam am Gardasee, der nazihafte Trubel der dort installierten Botschaft vermochte uns nicht zu berühren. Eines Morgens nahm ich auf dem Bahnhof von Verona von ihm Abschied. Die ganze Sinnlosigkeit dieser Trennung von der Heimat, den Freunden und der Aufgabe überfiel mich. Ich glaube, es hätte nur eines Wortes von mir bedurft, und ich hätte meinen Handkoffer aus dem Auto gerissen und wäre zu ihm in den Zug gesprungen. Er aber reichte mir die Hand über die Sperre und sagte mir: „So wissen wir wenigstens, daß einer von uns in Sicherheit ist.“

MITARBEITER DIESES HEFTES

Oberst Dr. Wolfgang von Groote, Hamburg-Blankenese, Führungsakademie.

Dr. Peter C. Hoffmann, Stuttgart-Degerloch, Roßhastr. 4.

Dr. Hans Rothfels, emer. ordentl. Professor für Neuere Geschichte an der Universität Tübingen, Tübingen, Waldhäuser Str. 18.

Paul Graf Yorck v. Wartenburg, Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland in Lyon (Frankreich), 33 av. des Belges, Lyon.

Dr. Eberhard Zeller, Fischbach am Bodensee.